H. Ohnmacht
... von Ott

Militärische Betrachtungen

über

einige Erfahrungen des letzten Feldzuges

und

einige Zustände deutscher Armeeen.

[Heinrich Abendroth]

Den

Führern deutscher Truppen

und

den Mitgliedern deutscher Ständekammern

gewidmet.

Darmstadt

Eduard Zernin.

1860.

Inhalt.

I. Einleitung.

1. Allgemeines und politisches Vorwort.

Der letzte Krieg Oesterreichs in Italien hat die Unzulänglichkeit der österreichischen Armee in fast allen Richtungen gezeigt, außer in Bezug auf die Zahl, die sie auf dem Papiere erreichte.

Wäre der Krieg ein allgemeiner geworden, so würden sich dieselben Mängel mit unwesentlichen Abweichungen in allen deutschen Armeen gezeigt haben.

Die französische Armee hat sich zwar nicht tadellos, aber doch überlegen gezeigt; ihre Führung trug nicht das Gepräge der fortreißenden Genialität, und gerade deshalb gibt sie uns ein außerordentlich werthvolles Beispiel. Hätte der Alles bewältigende Geist eines Feldherrn von wirklich erster Ordnung an ihrer Spitze gestanden, so hätte man sich mit dem Gedanken trösten mögen, daß gegen solche Kräfte gewöhnliche Menschenmittel vergebens streiten und daß, wie nur die Hand des Allmächtigen es ist, welche derartige Feldherrn schafft, sie allein auch im Stande ist, dieselben wieder niederzuwerfen. So aber muß der aufmerksame und in das Wesen der Operationen, in ihre politischen und wissenschaftlichen Grundlagen eindringende Forscher bekennen, daß auch „drüben" Keiner war, der oberhalb der Häupter der übrigen Sterblichen seinen Platz hatte, und weil man die Ursachen des feindlichen Sieges

nicht in einer übernatürlichen Kraft zu suchen hat, ist man gezwungen, sie in den eigenen Mängeln zu suchen, ist man gezwungen, anzuerkennen, daß — die Tapferkeit auf beiden Theilen vorläufig zu gleich angenommen — die französische Armee in wesentlichen und einflußreichen Dingen die bessere war. Nicht in Allem — nein, das hat sich herausgestellt — aber in Vielem, das haben wir Alle mitempfinden müssen.

Weil wir die Ursachen des verlorenen Feldzuges in uns selbst suchen müssen, wollen wir mit ruhiger Kritik unsere Zustände betrachten. Das richtige Erkennen der Mängel muß der Abhilfe vorangehen.

Es ist leider oft, zu oft, das Schicksal der gedruckten Ermahnung, des gedruckten Reformvorschlages, daß er bei Seite gelegt und gerade darum nicht befolgt wird, weil der Druck ihn an die Oeffentlichkeit gebracht. Ich habe diese Erscheinung genugsam beobachtet und spreche deshalb den Wunsch aus, sie möge an meinen Worten vorübergehen und thue alles Mögliche, was diesen Wunsch fördern kann. Ich halte mich fern von allen Specialitäten, die Einer Armee besonders wehe thun möchten; ich begnüge mich, an der Hand der unveränderlichen Grundsätze des Krieges, an der Hand politischer Verhältnisse, geführt von der ewig gleichen Menschennatur, die Mängel zu erforschen und die Ziele anzugeben, die zu erreichen, nothwendig ist — aber die Wege dazu sind verschieden und ich überlasse sie lediglich Denen, die da berufen sind, sie zu wählen und zu wandeln. — Es ist auch nicht der Ehrgeiz, der mich treibt; wenigstens glaube ich nicht, daß das glühende Verlangen, seinem Vaterlande noch einmal nützlich zu sein, selbst bei dem besseren Sinne des Wortes so genannt werden sollte — was hülfen mir auch die Ziele des Ehrgeizes, mir, der binnen Kurzem in Das eingehen dürfte, was man die letzte Wohnung zu nennen pflegt!

Die Worte, die ich an die Führer deutscher Truppen richte, werden Vielen nur Bekanntes wiederholen. Ich weiß das, und wiederhole mit Bewußtsein und Absicht. Welches wäre die Wahrheit, die ohne die Kraft, die in ihrer Wiederholung liegt, plötzlich und mit Einem Schlage durchgedrungen wäre?

Aber durchdringen muß die Wahrheit, und wie Niemand verlangen soll, daß sein Wort der Schlußstein ihres Baues sei, so soll auch Niemand, der einen Stein einfügen kann in den Bau, damit zögern unter dem eitlen Vorwande, es hülfe doch nichts. Jedes Wort hilft, denn noch immer findet ein gutes Wort eine gute Stätte.

Ich richte meine Worte auch an die Stände der deutschen Staaten; denn ich verkenne weder ihre faktische Wirksamkeit, noch die Berechtigung mit der sie in einem geordneten Staatswesen existiren.

Von den Budgetbewilligungen der Stände hängt es in einer, für gewöhnlich weit unterschätzten Weise ab, ob aus einer bestimmt bezifferten Armee eine gute oder eine schlechte Truppe wird. Gleichzeitig müssen wir aber sagen, daß die Angelegenheiten der Armee von allen andern Budgetzweigen gerade am wenigsten durch eine Ständeversammlung competent beurtheilt werden können, und wenn man mir zugeben muß, daß das Wohl und Wehe eines Staates ganz wesentlich von dessen Macht und politischer Selbstständigkeit abhängt, so sind wir hier in der Lage, das Instrument dazu von einer nicht sachverständigen Beurtheilung abhängen zu sehen. Dieser Zustand ist anormal und wird auch dadurch nicht anders, daß Ständeglieder Offiziere gewesen sind, oder noch sind.

Ich richte meine Worte gerade deshalb mit an die deutschen Landstände. Sie werden Manches finden — wenn sich nämlich einige von ihnen die Mühe geben, mir zu folgen — mit dem sie sich nicht vereinigen können und wogegen sie folgerichtig stimmen würden; ich möchte ihnen zu Gemüthe führen, daß Dies gerade Dinge rein militärischer Natur, ihnen also eben so fremd, als für die Armee vom größten Einflusse sind, und möchte sie in weiterer Folge und aus diesem Grunde dazu bringen, das oben erwähnte anormale Verhältniß zum Vortheile des Ganzen dadurch zu bessern, daß sie lediglich auf eine ehrliche und genaue Verwaltung sehen — welche Aufgabe ihnen Gottlob in Deutschland nicht schwer werden wird — im Uebrigen aber annehmen, was der Staatsmann und der Soldat im Verein als nothwendig erkennen.

Es sei mir auch noch vergönnt, einige Worte über die politischen Verhältnisse anzufügen. So sehr ich allen politischen Erörterungen im Allgemeinen feind bin und so nachtheilig ich die Existenz politischer Größen innerhalb der Armeen halte, so glaube ich doch, daß es zum Verständniß des Ganzen förderlich sein wird, meine Anschauungen darüber auszusprechen. Mögen sie manche Partheien verletzen, ich glaube nicht blos das nackte Faktum für mich zu haben, sondern auch mich innerhalb der Konsequenz der natürlichen Verhältnisse zu befinden, und ich halte Das für keine schlechte Stellung.

Ich halte dafür, daß die mittleren und kleineren Staaten Deutschlands ein Segen für das Vaterland gewesen sind in fast allen Dingen, die wir unter dem Namen der Kultur zusammen zu fassen pflegen. In wenigen Großstaaten sind theilweise ebenso blühende und in keinem Großstaate blühendere Verhältnisse, als sie in den kleineren fast ausnahmslos herrschen. Die Theilung Deutschlands in Stämme entspricht theils den nationalen, theils den natürlichen Verhältnissen; die Ausbildung in frischen und lebensvollen Besonderheiten hat sich noch immer fruchtbringender gezeigt, als eine gewaltsame Nivellirung nach fremdem, aufgedrungenen Schema. Es wäre nicht schwer, Beispiele solcher nivellirter Provinzen und Länder zu bringen; allüberall aber haben deren Bewohner ihren sittlichen Kern und Halt und damit ihre beste Kraft verloren. Für die Demokraten sind sie freilich dadurch handlicher geworden, und darum wollen auch die Demokraten Deutschland „vereinigen", d. h. nivelliren.

Niemand aber mag leugnen, daß die Theilung Deutschlands nach Stämmen und Ländern uns politisch herabgebracht hat. Aber mußte Das sein? War es nicht vielmehr eine künstliche Zwiespältigkeit, die man in das deutsche Volk warf, deren Anfang beinahe in der Welfenzeit zu suchen ist, deren Fortsetzung aber hauptsächlich darin ruht, daß man die Unterjochung dem aufrichtigen Bündniß vorzieht, während doch der Augenschein lehren könnte, daß ein solches Bündniß besser sei, als eine unverdauliche Eroberung.

Mögen Nord und Süd verschiedenen Bildungsgang ha-

ben — sie sind ja eben Zweierlei; sobald aber Jeder redlich vorwärts strebt nach guten Zielen, werden Nord und Süd sich die gegenseitige Achtung erzwingen und mit der Achtung werden die anziehenden Kräfte stärker werden, als die abstoßenden. Ist aber erst diese Kluft ausgefüllt, so wird der jetzt so häufige Ruf nach Einheit vor der wirklichen Einigkeit verstummen; denn nicht die Einheit kann uns helfen, sie wäre ein künstliches Gewächs und ihre gewaltsame Herstellung könnte nur Dauer haben auf Kosten der germanischen Natur unseres Volkes; aber die Einigkeit muß wachsen auf dem Boden gegenseitiger Achtung.

Welche politische Maßregeln zur Herstellung gegenseitiger Achtung und im Momente der Gefahr zur Herstellung der dann nöthigen obersten Gewalt getroffen werden müssen, überlasse ich Andern; aber dem Soldaten begegnet vor Allem Eine Idee als zu diesem Ziele hinderlich, die also mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden muß in unseren Mittel- und Kleinstaaten:

„Wir sind kein Militärstaat — wir werden's nicht ausmachen" —

damit deren nächste Folge, die Geringachtung dieser Staaten und die gothaische Protektoratssucht, ihr in ein wohlverdientes, aber ruhmloses Grab nachfolgen könne.

„Wir sind kein Militärstaat" — sagt Ihr, und beweiset damit nichts weiter, als gesunkenen Nationalsinn, fehlenden Mannesmuth und die fehlende politische Einsicht. Habt Ihr vergessen das Wort: Gleiche Rechte, gleiche Pflichten?

Neben Staaten, die besonders berufen sind, Deutschland im Kriege zu schützen, kann es nicht beschützte Staaten mit gleicher, selbst nicht mit verhältnißmäßig gleicher Stimmgewalt geben. Es kann, es darf Keiner mehr thun zum Schutze, als ein Anderer; der Kleine muß es gleich thun dem Großen. Es ist mehr als naiv, zu glauben, der Schirmherr werde sich mit dem Ruhme begnügen; die Thatsache des Beschützens gibt für sich allein ihm schon Rechte, und die Naturnothwendigkeit führt ihn zu der Rolle des Regierers, zum Assimiliren.

Wir brauchen kein Schwert und keinen Schild Deutsch-

lands, denn im Bedarfsfalle könnte das Schwert eingerostet und der Schild zerfressen sein. Wenn wir aber auf eigenen Füßen stehen, ist die Gesammtheit sich selbst Schwert und Schild und der Bündel wird abermals halten, während die einzelnen Pfeile abermals brechen werden.

„Wir werden's nicht ausmachen“ — wohl machen wir's aus, denn wenn Jeder so denken wollte, stünden wir widerstandslos unter fremden Gesetzen. Und wie nicht Alle denken dürfen, so darf bei einem richtigen und tüchtigen Volke Keiner denken.

Soweit zur Einleitung, und nun zu einigen

2) Allgemeinen Grundsätzen.

Wer mit ihnen nicht übereinstimmt, mag meine Zeilen weglegen; das Nachfolgende ist nur die Frucht dieser Grundsätze und schlechter Boden trägt keine guten Früchte.

1) Schon erfaßt eine Art von Fanatismus viele meiner Kameraden; aber es ist unheiliges Feuer, nicht dem Geiste, sondern der Form entsprungen — es ist der Fanatismus der Nachahmung. Was ist geredet und geschrieben worden über zweckmäßige Uniformirung; was hat man sich bemüht, dem Kriegszwecke in der Soldaten-Kleidung die erste Stelle zu verschaffen — was hat man gestrebt nach Erleichterung und gesprochen, daß das Loth zum lastenden Pfunde werde — was hat man geeifert für Waffengebrauch, für geistige und körperliche Ausbildung? Und mit welchem Resultate? Hat es nicht bei allen Uniformirungsfragen geheißen: wie würde das aussehen — bei allen Gepäckfragen: Das und Das muß er zur Revue haben — bei dem Waffengebrauche endlich und der Ausbildung: daß der Geist, der geweckte lebendige Mannesgeist der Disciplin schade, daß die Furcht über der Einsicht stehe und daß die Festigkeit es sei, worauf man bauen müsse?

Da kamen aber eines schönen Tages die windigen Herren aus Frankreich, kümmerten sich nicht nagelsgroß um das Hergebrachte, thaten nichts als was gerade zweckmäßig erschien und brachten wieder einmal im Soldaten den Mann zur Gel-

tung — siegten, und der Umschlag war fertig. Wir, die wir es so gern hören, wenn man uns gründlich, wenn man uns eine Nation von Denkern nennt, wir wollten sofort Alles von ihnen annehmen, nicht etwa, daß wir nunmehr von der Wahrheit dessen überzeugt gewesen wären, was viele und darunter tüchtige Männer unter uns schon längst als nützlich oder nothwendig proklamirt hatten, nein, es war nicht Ueberzeugung, es war Nachahmungstrieb, es war die geistige Schwäche, die da glaubt, der Sieg sei die Folge äußerer Mittel gewesen, die da findet, daß es leichter sei, solche Dinge nachzumachen, als geistige Elemente zu erkennen und zu pflegen. Ich verwahre mich feierlich gegen den Verdacht, als seien meine Worte eine Folge des eben beschriebenen Fanatismus. Was ich sagen will, habe ich schon oft gesagt und wenn darin ein Fortschritt sichtbar wird, ist es der durch fortgesetztes Nachdenken und Beobachten erlangte, keine Nachahmung.

Die erste Bedingung zur Herbeiführung eines Zustandes, der die Garantien des Fortschreitens (im besten Sinne) in sich trägt ist sonach keine blinde Nachahmung!

2) Jeder gesunde Fortschritt muß sich von Innen heraus entwickeln. Das geistige Element ist das maaßgebende; es überlegt, es beobachtet, es vereinigt mit den Resultaten des Denkens die Früchte der Erfahrung. Es mag sein, daß dieser Weg sehr beschwerlich ist, daß er zu Zeiten langsam fördert, aber seine Resultate sind zu Recht beständig und werden sich Geltung verschaffen im Leben.

Während der denkende Geist als Hauptgrundlage bei allen Fortschritts- oder Verbesserungsbestrebungen die Natur der Dinge annehmen muß, derart, daß Alles, was er thut oder einrichten will, geistig oder physisch, naturgemäß sein soll, gibt ihm die Erfahrung, als die ergänzende und controlirende Lehrmeisterin, einen weiteren Satz:

3) Benutze andere Mittel zum Siege, als der Feind, natürlich unter Beibehaltung der Forderung, daß Alles naturgemäß sei.

Und mit Recht. Denn wenn der Feind uns überlegen ist in irgend einer Spezialität, so ist dies, weil er sich besser

darauf versteht, sie besser in seinem Sinn und Wesen liegt, sie ihm naturgemäßer ist. Wollten wir ihm in dieser Richtung folgen, so würden wir eben nichts thun, als ihm folgen, d. h. beständig hinter ihm bleiben, denn er hat vor uns, die später kommen, den höheren Anfangsstandpunkt voraus. — Wird z. B. der Engländer jemals ein gewandter und leichtfüßiger leichter Infanterist werden, so daß er gerade darin den Franzosen oder Spanier übertrifft? Bei dem Streben nach Verbesserung wird man also im Auge behalten müssen, den feindlichen hervorragenden Mitteln zum Siege andere Mittel entgegenzusetzen, es sei denn, daß man erkannt habe, wie das fragliche Mittel unserem Naturell eigentlich mehr zusage als dem feindlichen.

4) Endlich bedarf es nur noch der Erwähnung, nicht der beweisenden Erörterung, daß kein Ding im Soldatenstande sich selbst Zweck ist, sondern daß der Zweck aller Dinge sich im Siege concentriren muß, daß der Sieg der einzige Zweck des Soldaten ist.

Nicht einen Moment wollen wir es verhehlen, daß gründliche Verbesserungen im Heerwesen der deutschen Staaten — wobei wir Oesterreich und Preußen einschließen — auch beträchtlichen Mehraufwand verursachen werden.

Wir geben gerne zu, daß die Militärbudgets im Frieden, d. h. im tiefsten Frieden, wie z. B. in den anfänglichen vierziger Jahren, ein gutes und bequemes Streitobjekt abgaben für Regierung und Opposition, daß sich an das Halten von stehenden Armeen, die aber, beiläufig gesagt, Deutschland gar noch nicht kennt, die aber z. B. Frankreich hat, herrliche Streitreden anknüpfen lassen, da eine Vergleichung der Budgets der Ministerien des Krieges und des Unterrichts, der Gehalte eines Hauptmannes und eines Schullehrers zu argen und äußerlich bestechenden Vorwürfen benutzt werden kann. Glücklicher Weise hat uns der Zeiten Lauf diesem Gemüthsleben entrückt; wir sind nicht im tiefsten Frieden, sind gar nicht

im Frieden, sind höchstens in einem Waffenstillstande und nur Wer geschlagen werden will, benutzt die Zeit solcher Waffenstillstände, um die Truppen auseinander gehen zu lassen.

Nein. Wir sind auf dem Standpunkte, daß es für uns heißt: Sein oder Nichtsein — Bestehen als Nation oder abermals untergehen — würde abermals ein Winterfeldzug von 1812 uns die Möglichkeit der Erhebung gewähren? Wir brauchen Armeen, stehende, d. h. wohl geschulte Armeen, nicht Volksbewaffnung, sondern kriegstüchtige Truppen.

Was es kostet! Fragt Ihr nach Menschen oder nach Geld? — Menschen kostet es jedenfalls weniger, denn ich erspare die, die ich aus Ungeübtheit, aus Unkenntniß verlieren werde, und Geld, Geld kostet es auch ganz gewiß weniger, als eine Fremdherrschaft, Das lest nur in den alten Aktenstücken nach.

Das meiste Geld aber kosten unzeitige Ersparnisse, denn durch sie wird die ganze bewilligte Summe nutzlos. Eine mangelhaft gehaltene Armee ist in allen Fällen zu theuer, und wenn sie blos ein einziges Kopfstück den Tag kostete, anstatt einer halben oder ganzen Million; denn eine mangelhafte Armee trägt in neun Fällen unter zehn die Garantie des Geschlagenwerdens in sich, und dieses Faktum braucht man wenigstens nicht pränumerando zu bezahlen.

Gibt es denn noch immer Menschen, die ein Kriegsbudget darnach beurtheilen, ob es für möglichst wenig Geld den bundesmäßigen Anforderungen entsprechen werde — anstatt die innere Tüchtigkeit Allem voran zu stellen!

O Ihr Kurzsichtigen, die Ihr um jeden Preis ersparen wollt — sie werden Euch schon die Taschen erleichtern, möget Ihr nun assimilirt werden oder unter die Fremdherrschaft kommen, und Eins geschieht sicherlich, wenn Ihr fortfahret, wie bisher.

II. Das Material.

1. Die Menschen.

Sehen wir uns die Regimenter an, wie sie dastehen, ein österreichisches, ein preußisches, ein bayerisches — da drüben ein französisches oder ein russisches. Was bemerken wir beim ersten Blicke? oder Wer von uns hat sie gesehen und ihm wäre nicht aufgefallen: bei den Oesterreichern das Hochgewachsene und zugleich Vollkräftige ihrer meist schön, ja tadellos gewachsenen Männer; ihre breiten Schultern und guten Rücken, ihre soliden Brustkästen, ihre kräftigen Extremitäten — bei den Preußen das minder Große aber breitschultrig Kräftige der gedrungenen Gestalten, von welchem Typus fast nur die Garde mit ihren vielen langschlottrigen „6 und 8 zolligen" Leuten ungünstig abweicht — bei den Bayern fast ähnlich so, etwas größer nur und von Ansehen kräftiger, hier und da fleischiger, fast gedunsen — bei den Franzosen die Leute klein, hager, schmalbrüstig, steilrückig mit anscheinend schwächlichen Extremitäten, in der That den Pygmäen vergleichbar, wenn man kurz vorher ein böhmisches, ungarisches oder steyerisches Regiment gesehen, und selbst den besser rekrutirten preußischen Truppen gegenüber noch so unansehnlich, daß Mitleid ein Gefühl ist,

dessen man sich nur mit Hülfe der Reflexion erwehren kann. Nur was nicht echt französisch ist, die Elsässer, Lothringer, Normannen, Bretagner — die Germanen und Kelten — zeichnen sich durch bessere Körperbeschaffenheit aus. — Bei den Russen meist hoher Wuchs, nicht übrig breite, aber hohe und solide Brust, eingebogener, wenig versprechender Rücken, gut entwickelte, aber doch nicht hervorragend kräftige Extremitäten. Das sind die Bilder, die wir sofort in uns aufnehmen. Auf diesen physischen Grundlagen ruht die Gebrauchsfähigkeit; sie resumirt sich bei den Deutschen und Slaven in Stärke und Ausdauer, worinnen der erstere unübertrefflich, der letztere besser ist, als er scheint, und bei den Franken in Gewandtheit und Schnelligkeit.

Dabei ist der Germane und Slave auch geistig ruhiger, überlegter, langsamer, unbeweglicher, der Franke dagegen rascher, findiger, sprühender, flatterhafter.

Fehlt den Germanen der leicht erregte, reißende Schwung, leistet bei ihnen die nachhaltige Willenskraft, was dort der aufflammende Enthusiasmus erstürmen will, so fehlen dem Franken die Ausdauer und die Consequenz und nie wird er erlangen, was er nicht im Fluge erfassen, im Sturme davontragen kann. Dem Slaven gegenüber nimmt der Germane etwas von der Rolle des Franken an; bei aller Ueberlegenheit seiner physischen Eigenschaften, sind es doch mehr die geistigen Qualitäten, die er hier zum Siege zu benutzen hat.

Je nachdem die eine oder die andere dieser etwas verschiedenartigen Eigenthümlichkeiten der Franken zur Geltung kommt, ändern sich die Eindrücke. Wer französische Infanterie — es ist Alles, wie wir sagen, leichte Infanterie — in ihrem Elemente gesehen, im zerstreuten Gefecht, in ihrem kecken Anstürmen auf den Feind, der ist hingerissen von den herrlichen militärischen Eigenschaften und glaubt, daß der Geist wirklich ganz ersetzen könne, was dem Körper fehlt. Wer sie aber dann wieder gesehen hat, nach langen und schweren Anstrengungen, wie sie im „je n'en puis plus“ daliegen und moralisch todt Alles über sich ergehen lassen, der läßt denn doch der Körperkraft ihr Recht angedeihen und bleibt bei der Ver-

wunderung stehen, daß es doch möglich sei, mit so unzureichendem Materiale so Großes zu leisten.

Und wodurch ist es erreicht? Dadurch, müssen wir uns antworten, daß man ihre natürlichen Eigenschaften theils benutzt und ausbildet, theils unterstützt, daß man sie leisten läßt, was sie zu leisten vermögen, und nicht verlangt, was sie rui niren würde. Man läßt sie ihrem Naturell angemessen fechten, man wirkt mit ihrer Gewandtheit, ihrer Findigkeit, ihrer leichten Auffassung; man muthet ihnen Anstrengungen zu, aber man verpflegt sie dabei, man schont und pflegt ihre Körper, schützt sie durch Zelte, und benutzt sie möglichst wenig als Packthiere.

Der deutsche Soldat könnte physisch mehr leisten, wenn ihm nicht so viel Unnützes oder Schädliches angemuthet würde. Mit schwerem oder unzweckmäßigem Anzuge, mit beengtem Halse und Kopfe, mit ansehnlichem Gepäck, dazu ohne ausreichende Gewöhnung an solche Leistungen, geht ein guter Theil seiner Kraft in Ueberwindung dieser Hindernisse auf. An diese größere physische Leistungsfähigkeit, die wir nur zu verwerthen brauchen, um ein wichtiges Element zum Siege zu besitzen, reihen sich die herrlichen Eigenschaften für den Kampf selbst — Ruhe und Kraft, also bei zweckmäßiger Ausbildung: Ueberlegenheit im Feuergefecht wie im Kampfe Mann an Mann. Roh darf man freilich diese Elemente nicht lassen, sonst wird aus der Ruhe die Trägheit und aus der Kraft das Ungeschick — und der kleine David trägt es über den plumpen Goliath davon.

In dem Abschnitte der Ausbildung werde ich weiter von der Art und Weise reden, wie die Eigenschaften der Deutschen zur Verwerthung vorzubereiten sein werden; jetzt kam es nur darauf an, zu zeigen, daß wir in der That, Franzosen wie Russen gegenüber, das bessere Material haben.

2. Die Pferde.

Sollte es wirklich für irgend Jemand noch des Beweises bedürfen, daß unser vierbeiniges Material wenigstens ausrei-

chend und jedenfalls besser ist, als das französische? Aber zu erwähnen bleibt doch noch, daß Stillestand Rückschritt wird. Unsere Pferdezucht ist im Allgemeinen nicht im Steigen, obwohl die Race sich angeblich veredelt. Es darf nicht vergessen werden, daß ein namhafter Zweck der Staatsanstalten für Hebung der Pferdezucht die Erhaltung eines tüchtigen Reitschlages für die Armee ist.

Kulturländer sind keine Länder für die Pferdezucht in diesem Sinne. Sie mögen Percherons ziehen oder Yorkshirer Karrengäule oder Rennpferde — Reiterpferde ziehen sie nicht. So lange aber in Ost- und Westpreußen, in Posen und Schlesien in Betreff der Pferderace so mancherlei, in Ungarn aber und in Galizien so sehr Vieles zu wünschen übrig bleibt, so lange ruht unsere Reiterei wohl auf erträglicher, aber nicht auf bestmöglicher Basis. Preußen und Ungarn könnten zusammen ganz Deutschland remontiren, und dorthin gehört eine gesteigerte, eine kräftig eingreifende Thätigkeit der Regierungen. Aber man gehe ab von der Zucht angeblich englischer, hochbeiniger Kanker, und wolle sich erinnern, daß Friedrichs d. G. Reiterei deutsche Gäule ritt.

3. Die Bewaffnung.

Infanterie. Es bedarf wohl keines Beweises, daß wir Deutschen zum größeren Theile allzulange auf dem Spruche geruht haben, daß das Bessere der Feind des Guten sei, mit andern Worten, daß die geistige Regsamkeit, welche seit der Erfindung der alten französischen Jägerbüchse in Frankreich für eine bessere Bewaffnung herrschte, an uns zu lange vorüberging, daß wir damit gegen eine Spezialität unseres Soldatenmaterials verstießen und dem Feinde einen Fortschritt überließen, den er gern geltend gemacht hätte. Oesterreich und Preußen haben rasch das Versäumte nachgeholt, und die österreichischen Truppen, germanischen Stammes, haben ihre Eigenthümlichkeit — sicheres Feuer — sehr fühlbar zur Geltung gebracht.

Aber den Mittelstaaten fallen hier zum Theil arge Versäumnisse zur Last. Möge sich Jeder selbst die Frage beant-

worten, ob er, wenn jetzt der Krieg ausgebrochen, mit einer Bewaffnung ins Feld gerückt wäre, die sowohl der germanischen Stammeseigenthümlichkeit als der Bewaffnung des Gegners, als dem Standpunkte der Wissenschaft und Erfahrung entsprochen hätte.

Ein schwerer Mangel ist die Zerfahrenheit der Kaliber. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß, selbst mit vielen Kosten, die begangenen Fehler ausgebessert werden müssen, und daß ihre Fortsetzung geradezu verpönt werden sollte. Man möge dafür sorgen, daß die Staaten, die in der Bewaffnung mit gezogenen Gewehren vorangingen, nicht deßhalb am härtesten getroffen werden. Aber die zehn- oder zwölferlei Kaliber müssen aufhören, und es möge entweder das Zündnadelgewehr oder das österreichische gezogene Gewehr eingeführt werden — nach Wahl jedes Armeekorps.

Eine geradezu widerwärtige Erscheinung sind die nachträglich gezogenen, früher glatten Infanteriegewehre. Da hat man einmal richtig aus Ersparniß Massen von Geld weggeworfen. Wie soll der Mann 60 Schuß tragen, wenn das Blei davon allein zwischen 6 und 7 Pfund wiegt — erinnert man sich nicht mehr, daß der Mann gar oft die Munition vergeudet oder wegwirft, wenn sie ihm allzuschwer wird? Auch wolle man die Friedenskosten in Anschlag bringen — es ist ein Unterschied, ob der Mann alljährlich in 36 Schuß 4 Pfund oder $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Pfund Blei verschießt.

Das Zündnadelgewehr gibt auf nahe und mittlere Entfernung ein sicheres und ausgiebiges Feuer, leidet aber — abgesehen davon, ob seine Eigenthümlichkeiten gut oder schlecht sind — meiner Ansicht nach an zu großer Schwere. Das Kaliber könnte wohl kleiner sein und der Reichthum an Eisen würde nur dann gerechtfertigt sein, wenn die Verwendung dieser schönen Waffe als Keule — also die Rückkehr in den allerrohesten Naturzustand, im Plane gelegen hätte. Das ist aber eine auch anderwärts vielfach verbreitete Finanzrücksicht. Man konstruirt möglichst massiv, damit es lange halten soll; ob der Mann dadurch zweckwidriger Weise ermattet und durch

das Vorgewicht im Zielen gestört wird, scheint nicht für das Entscheidende gehalten worden zu sein.

Geradezu mustergiltig ist in dieser Beziehung das österreichische Gewehr. Im Verhältniß zu den üblichen Modellen ist es fast zierlich zu nennen. Seine Leistungsfähigkeit ist bewiesen.

Der Säbel poignard der französischen Jäger ꝛc. ist eben nichts als der aufgepflanzte Hirschfänger — nur zweckmäßig und haltbar angebracht. Er erspart das Bajonnet, und hat darum einige Vortheile für den Marsch, die eben mit einem größeren Vordergewicht im nahen Feuergefecht erkauft werden müssen. Ich halte die Waffe weder an sich für sehr gut, noch ihren indirekten Nutzen für sehr wesentlich, und meine, das Bajonnet sei mir lieber.

Das Seitengewehr ist an vielen Orten noch nicht zweckmäßig konstruirt. Es muß Faschinenmesser, Säge, Beil und Hammer sein, ohne dabei zu sehr ins Gewicht zu fallen. Man hat es allzulange als Waffe, und als solche als Nebensache angesehen. Es ist aber Werkzeug und soll als solches zweckmäßig und führlich sein, und den vielerlei Anforderungen der Kriegführung wie der häuslichen Bequemlichkeit des Mannes entsprechen. Geht man von der Ansicht aus, daß nicht jeder Mann ein derartiges Werkzeug brauche, so opfere man unbedenklich die Seitengewehrform auf und setze an deren Stelle das Hau- oder Stoßbajonnet und die geeigneten Werkzeuge.

Reiterei. Der uralte Streit zwischen Säbel und Lanze soll nicht von mir mit neuen Fortsetzungen versehen werden; ich erkläre einfach, daß ich ein Freund leichter und kurzer Lanzen bin, wenn die Reiterei so gut geschult werden kann, daß sie auf Lanze wie auf Säbel gleich solid eingeübt ist. Wo nicht, möge man beim Säbel stehen bleiben.

Der Franzose sticht, der Deutsche haut. Ich halte das Stechen für wirksamer, glaube aber nicht, daß es möglich sein wird, unsern deutschen Reitern ihre Neigung zum Hauen so umzuwandeln, daß sie in Zuversicht und Uebung die Franzosen übertreffen werden, und da wollen wir lieber bei unserer ger-

manischen Natur bleiben und einen Säbel zum Hauen festhalten. Auch hier scheint das österreichische Modell vorzüglich zu sein; jedenfalls ist es leichtsinnig, einem Manne einen Säbel in die Hand zu geben, der die Hand nicht ordentlich schützt.

Die Schußwaffe der Reiterei ist entweder von Nutzen oder nicht. Im ersteren Falle ist ihr jetziger Zustand in fast allen Armeen durch und durch verwerflich, denn er verhindert die nützliche Anwendung; im andern Falle kann sie überhaupt weggeworfen werden und man mag dem Pferde die ca. 15 Pfund für Karabiner, Pistol und Munition ersparen.

Ich bin der Meinung, daß die Schußwaffe, je nach der Gattung der Reiterei, verschiedenen Werth habe. Dem schweren Reiter, der nur im Handgemenge ficht, genügt ein Pistol. Dem leichten Reiter genügt das nicht; namentlich aber bedarf der zum Vortruppendienst wahrhaft ausgerüstete Reiter eines Gewehres, das ihm einen verhältnißmäßig weiten und sichern Schuß gewährt, das ihm gestattet, da wo er zu Pferd nicht fechten kann, ein Feuergefecht zu Fuß zu führen. Die Chasseurs d'Afrique sind für diesen Zweck mustergiltig. Es würde außer diesen beiden Gewehrgattungen noch ein Kolbenpistol existiren; alle drei Gattungen von Waffen müssen einerlei Kaliber rc. haben.

Ich weiß sehr wohl, daß das französische Cavalerie-Comité ein treffliches Kolbenpistol verworfen hat aus Antipathie gegen die Schußwaffe für die Reiterei: „die Trefflichkeit dieser Waffe könnte Ursache werden, daß die Reiterei den Schwerpunkt ihrer Wirksamkeit von dem Säbel auf das Feuer verlege." Ich halte diesen Ausspruch, mit Respekt vor den alten Generalen dieses Comité sei es gesagt, für sehr unlogisch; denn so lange die Reiterei auch andere nützliche und nothwendige Arten von Thätigkeit verfolgt, als die Attake, muß sie dazu auch mit den gehörigen Mitteln ausgerüstet sein; im Uebrigen beweisen die Chasseurs d'Afrique das Unstichhaltige des Ausspruchs.

Hiernächst entscheidet nicht das todte Material, sondern der Geist, der im Ganzen thut weben, über die Richtung, in der man den Schwerpunkt der Wirksamkeit finden will.

Artillerie. Hier befinden wir uns in der Periode des Werdens. Der Franzose mit seiner Tendenz zum Ferngefecht, die hervorgerufen ist durch die geistigen und physischen Eigenthümlichkeiten seiner Truppen — ich denke nicht, daß man die Proklamation Napoleons III. gegen mich als Beweisstück anführen wird — hat auch in der Artillerie denselben entsprochen. Weite Portée, Leichtigkeit, Manövrirfähigkeit — da hat man die gezogene Kanone. Fürwahr die Harmonie in allen ihren Einrichtungen ist bewundernswerth.

Der Deutsche kommt immer wieder auf das entscheidende Nahgefecht zurück, weil er alle Eigenschaften zu diesem vereinigt. Er verlangt nicht die großen Schußweiten, da er dem Feinde auf den Leib rücken will, aber er verlangt ausgiebige und sichere Wirkung auf mittle und nahe Entfernungen und hat sich neben dem Zündnadelgewehr die Granatkanone konstruirt. Es fehlt ihr nur an Verbreitung.

Aber wie überhaupt und überall das schemamäßige Einerlei von Uebel ist, so auch hier. Die Artillerie bedarf nicht einerlei Geschützgattung, sondern mehrerlei, und zwar sehr begreiflicher Weise, da sie verschiedene Zwecke zu verfolgen hat. Sie soll also nicht nach dem Schema, sondern nach dem Zwecke ausgerüstet werden. Ich denke mir, daß auf dem oberitalienischen Schauplatze eine andere Dotation zweckmäßig sein wird, als z. B. in Polen, und während dort Raketen und 12Pfünder die Hauptgeschützgattungen sein werden, dürfte in Polen der alte ehrliche Sechspfünder den dortigen Bedingungen der Manövrirfähigkeit vielleicht am meisten entsprechen. So erscheint mir der Streit: „Manövrirfähigkeit oder Feuerkraft" als ein müssiger, Niemand wird anstehen, Beides zu verlangen, die Vereinigung ist das Ideal, aber Niemand auch wird glauben, daß er das Ideal in der Tasche habe, und überall damit erscheinen könne. Jeder eigene Fall hat seine eigenen Regeln, und Wer das gerade Zweckmäßige entschlossen thut, kann sicher auf gute Früchte rechnen.

Wir bedürfen auch der weiten Portéen, und deshalb möchte ich um keinen Preis einen Stein auf die preußischen gezogenen Kanonen werfen; allein es würde die Natur des deutschen

Soldaten verkennen heißen, wollte man damit weiter gehen, als für einen bestimmten, seltenen Fall Vorsorge treffen. Unser Bedürfniß ist: ausgiebiges Feuer auf mittle und nahe Distanzen — und dazu ist kein Geschütz besser, als die Granatkanone oder der leichte — kurze — 12Pfünder. Sein Shrapnelschuß, seine Kartätschen sind vorzüglich; er entspricht der Mehrzahl unserer Kriegsschauplätze ganz, und den andern wenigstens so, daß er noch brauchbar bleibt, wenn auch in beschränkterer Weise. Er wird das Hauptgeschütz sein oder werden.

Der lange oder schwere (alte) 12Pfünder erscheint nur noch als Ausnahmsgeschütz; für Schauplätze mit vielen Bewegungshindernissen ist er nahezu unpassend. Wahrscheinlich wird er von den gezogenen Geschützen ganz verdrängt werden. Der 6Pfünder hat seinen beschränkten Wirkungskreis und wird auch in der Zukunft für diesen unentbehrlich sein, es müßte denn geschehen, daß die Raketen seinen Platz sich eroberten. Für die Fortbildung des Raketenwesens ist offenbar zu wenig geschehen. Die ganz unübertreffliche Leichtigkeit dieser Geschützgattung sollte doch entschieden dazu aufgefordert haben, die ihr fehlenden Eigenschaften an ihr heranzubilden. Treffsicherheit und Perkussionskraft müssen ihnen freilich noch zugewiesen werden, dann aber sind sie in allem durchschnittenen und bedeckten Terrain die Hauptgeschützgattung.

Und nun Du, vielgeschmähte und vielgeliebte, Du, kurze Haubitze, was wird Deine Zukunft sein? Die lange Haubitze ist von der Granatkanone entschieden verdrängt, aber die kurze? Einfach: Sie ist unentbehrlich, so lange sie nicht vom Raketenwurf verdrängt wird, dürfte aber sich zu ihren Vorfahren versammeln, wenn die Rakete ihre Mission erfüllt. Sollte aber aus irgend welchem Grunde die gezogene Kanone mit ihrer rasanten Flugbahn mehr Terrain gewinnen, als ich ihr zugetraut habe — und die Launen der Mode sind inkalkulabel — so wird ihr nothwendiges Complement, die kurze Haubitze mit dem trefflichen Vertikalfeuer, gleichfalls an Bedeutung wachsen.

Die staatenweisen Verschiedenheiten der Kaliber sind auch

bei der Artillerie zu verbieten. Man gestatte einen gewissen Spielraum, aber keine prinzipiellen Abweichungen.

In Betreff der Manövrirfähigkeit verweise ich auf Das, was schon von den schweren Waffen gesagt wurde. Es gilt hier in verstärktem Maße. Haltbarkeit, Dauer sind Eigenschaften von unerläßlicher Nothwendigkeit; allein Dinge, die blos deshalb haltbar sind, weil sie schwer angefertigt wurden, taugen nichts. Die Artillerie hat ohnehin schon genug mit ihrem, ich möchte sagen, elementaren Hinderniß der Schwere zu kämpfen; dieses Hinderniß auch noch aus falschen Finanzrücksichten vermehren, heißt: die Hauptzerstörungskraft der Armee, dieses wesentliche und so oft entscheidende Mittel zum Siege, in ihrem Gebrauche beschränken, in ihrer Wirksamkeit schwächen, und dadurch den Sieg, diesen Rettungsanker bedrohter Staaten, verungewissern.

Im Allgemeinen können wir nicht verhehlen, daß innerhalb der Artillerien viel Thätigkeit entwickelt wird; die Qualität dieser Thätigkeit läßt aber zu wünschen übrig. Man ist vielfach zu einseitig und hat zu wenig Augenmerk auf die Relativität aller Verhältnisse, die es herbeiführen können, daß Das, was hier trefflich, dort mangelhaft, und umgekehrt, ist; man ist auch hier und da kleinlich genug, das Gute blos deshalb anders zu arrangiren, um es anders zu haben, als der Nachbar.

4. Die Ausrüstung.

Infanterie. Es hätte Noth gethan, daß unsere deutschen Infanterieen sofort alles Gepäck über Bord warfen, als verlautete, daß die Franzosen ohne Tornister marschirten, was sie, beiläufig gesagt, zwar etliche Male sehr verständiger Weise gethan, aber eben so verständiger Weise keineswegs als Regel praktiziren. Das Geschrei der miliärischen Modenarren wurde in seiner Heftigkeit nur durch seinen Unverstand übertroffen.

Es ist erforderlich, daß Reformen vorgenommen werden, aber man überstürze sich nicht, sondern bleibe hübsch bei der Vernunft und hüte sich vor Allem vor thörigtem Geschrei. Die Ausrüstung des Infanteristen ist in den letzten 50 Jahren

wesentlich besser geworden; der Weg der Ueberlegung wird auch ferner zum Ziele führen.

Dauerhaftes aber leichtes Material, niemals Dauer auf Kosten der Leichtigkeit, verständige, der Anatomie des Körpers angemessene Construction und Vertheilung der Last, und Einschränkung auf das für den Krieg Nothwendige, sind die Grundsätze, die zur Geltung kommen müssen.

Sieht man dagegen z. B. den massiven Tornister, der für sich allein fast wiegt, was der Inhalt wiegen sollte, dessen beinahe kugelfeste Wände, die Riemen, die als Zugriemen bei den Geschützen fungiren könnten, sieht man ferner die Patrontaschen, die steif und schwer, vielfältig gerade auf dem Magen sitzen, oder auf das Rückgrad schlagen, so kommen wir abermals auf die haltbaren Finanzrücksichten. Vergleicht einmal damit englisches Lederwerk, wie leicht und wie fest zugleich! — Das könnte man Menschenrücksichten nennen.

Reiterei. Die komplette Ausrüstung eines Pferdes mit einem dreitägigen Futterbestande, Feldbeil und Kampirpfahl, wiegt bei einigen Reitereien, leichten Reitereien, nahe an 150 Pfund. Und bestände weiter keine Ursache, daß die Pferde rasch sich abnutzten, diese allein wäre vollständig ausreichend, in wenig Wochen eine sonst gute Reiterei beträchtlich herunter zu bringen.

Lassen wir alte Streitigkeiten über Sattel oder Bock, Vorderpack und Hinterpack ganz bei Seite; es hat jede Sache ihr Gutes, die Erfahrung aber spricht ganz deutlich nur für Eins: nämlich daß Das, was man auflege, gut sei.

Es ist nothwendig, daß die Ausrüstung des Pferdes erleichtert werde. Mustern wir die einzelnen Stücke, wie sie sind, finden wir nicht, als ob bei allen die Forderung der ewigen Dauer die allein maßgebende sei? Das Element der Reiterei ist die anhaltende Schnelligkeit und wir machen jedes Reiterpferd zu einem Packthiere! Und darauf setzen wir auch noch, als leichten Reiter, einen ausgesucht großen und kräftigen Mann, der auch seine 150 Pfund wenigstens wiegt, thut 300, dessen Bewaffnung auch noch 20 Pfund, wenn es gar ein schwerer Reiter, ein Kürassier wird, 30 Pfund wiegt!

Ich behaupte, wir sind hier allesammt auf falschem Wege, und glaube, daß die Reiterei, die am ersten und gründlichsten von der enormen Belastung des Pferdes abgeht und die die Erleichterung, namentlich der leichten Reiterei, auch bis auf die Auswahl leichterer Leute erstreckt, sich einen Faktor zum Siege erwirbt, der ihr schöne Früchte tragen wird.

Ich meine, daß 230 Pfund Gesammtgewicht eine Reduktion sei, die zu erlangen möglich und wenigstens ernsthaftest angestrebt werden sollte. Dann tüchtige, abgehärtete und an Gebrauch gewöhnte Pferde, und wir werden sehen, was unsere deutschen Reiter leisten können.

Artillerie. Die Ausrüstung des Artilleristen ist fast überall zweckmäßig. Es war das kein Kunststück, denn die vielen Fuhrwerke der Batterieen bieten genügenden Raum zur Unterbringung alles dessen, was bei der Infanterie den Mann belastet.

Die reitende Artillerie könnte etwas mehr Rücksicht auf die Entlastung ihrer Reitpferde nehmen, zumal hier die Zutheilung stark gewachsener, folglich schwerer Leute nothwendig ist.

Ich spreche mich entschieden gegen die Bewaffnung des Artilleristen mit einem Bajonnetgewehr oder Karabiner aus; die Zutheilung eines Revolvers lasse ich passiren, obwohl sie mir als Regel nicht gerade geboten erscheint.

5. Bekleidung.

Unsere Bekleidung leidet an zwei Uebeln; das erste ist die Rücksicht, die auf den Garnisons- und Paradedienst genommen wird, das zweite der Mangel an Rücksicht auf die Jahreszeit und die sonstigen besonderen Umstände, unter denen ein Feldzug bevorsteht.

Was ist über die schweren Kopfbedeckungen geschrieben worden! Was hat man demonstrirt, daß man mit dem Tschako und Helm der Infanterie ja gerade nur den Theil schütze, den die Natur ohnehin am stärksten ausgestattet, den Schädelknochen! Was hat man geeifert gegen die Einengung des Halses -- und wo sieht man einen Kragen, der im Sommer

lose und luftig, im Winter warm für Hals und Genick ist! Der Infanterist, der Artillerist hanthieren herum, bücken sich, knien, kauern, kriechen — sind seine Hosen so weit und bequem, daß sie seiner Anstrengung nichts hinzufügen? Die Epauletten sind allgemein als ein schädlicher Putz anerkannt, die blanke Helmzier hat schon mancher Stirne eine Kugel eingetragen — kann man sich von ihnen los machen?

Es ist merkwürdig, mit wie wenig Geschmack wir unsere Soldaten anziehen, während wir doch stets das Wort im Munde führen: der Soldat müsse sich in seinem Rocke gefallen. Kann man eine abscheulichere Farbenzusammenstellung finden, als das dunkelblau, dunkelgrau und dunkelgrün der französischen Fußjäger? und nun seht einmal den koketten Jäger der Garde an, wie er trotzdem reizend uniformirt ist, stellt ihn neben den glänzenden Centgardisten und fragt reihum, nicht wer glänzender, sondern wer hübscher aussehe? Das kommt daher, daß der wahren Zweckmäßigkeit eine ganz unaustilgbare Schönheit innewohnt. Wir suchen die Schönheit, und sie flieht uns; suchen wir die reine kriegerische Zweckmäßigkeit, machen wir uns frei von der angeerbten Zopfsteifigkeit, und wir werden mit einem Male schön sein. Wir wundern uns, daß unser Mann steif aussieht — kann er denn anders, wenn er nach steifem Zuschnitt mit engen Hosen und Struppen dran, kein Bein frei bewegen kann? Kokett-gewandt wie der Franzose werden und wollen wir auch nicht aussehen, aber frisch, munter und je nach der Waffe keck oder gesetzt, das können wir haben, wenn wir wollen.

Ich würde von meiner selbstgestellten Aufgabe: „Grundsätze zu vertheidigen“ abgehen, wenn ich Details bringen wollte über den Anzug des Soldaten. Sie gehören nicht hierher. Die Grundsätze aber scheinen mir in folgendem erschöpft.

Der Soldat soll einfach und ohne Spielerei angezogen sein; die Uniform muß sich aber als solche kennzeichnen und deutliche Unterscheidungen gewähren.

Der Soldat soll sich im Sommer leichter tragen können, als im Winter, abgesehen vom Mantel.

Der Soldat soll einen Schutz gegen die Unbilden der

Witterung bei sich haben, derart, daß er nicht vom Bivouak ohne Noth ruinirt wird. Wir rechnen dazu die Zeltstücke und wollenen Decken.

Wir verlangen ein zweckmäßiges, gutes, d. h. haltbares, aber dabei genügend leichtes Material; die jetzigen Tücher z. B. sind so dick und schwer, so bei billigstem Preise auf die Dauer berechnet, daß wir ihnen das Prädikat der Zweckmäßigkeit nicht geben können. Ebenso die Leinwandhemden; alle Südländer tragen Baumwolle, alle Nordländer wenigstens im Winter Wolle; warum ihnen nicht folgen und im Sommer Baumwolle, im Winter Wolle tragen lassen? der Gewichtsunterschied ist der Rede werth, der Vortheil für die Gesundheit gar nicht zu vergleichen.

Und wenn der Soldat so vollkommen mit dem Nöthigen versehen ist, soll man ihn, je nach dem vorliegenden Falle zweckmäßig ausstatten, der Jahreszeit, dem Kriegsschauplatze entsprechend, mit möglichst wenigen Reservestücken. Hand in Hand damit hat aber zu gehen die Sorge für die Nachschaffung; die Kommunikationen sind jetzt selbst in Polen um so viel besser, daß die Winterausrüstung rechtzeitig eintreffen kann.

W a s d e m S o l d a t e n a b e r a n u n v e r m e i d l i c h e n L a s t e n z u t r a g e n b l e i b t, d a s m u ß e r **tragen lernen.** D a s i s t S a c h e d e r A u s b i l d u n g, der **Uebung**, u n d e i n e r i h r e r w i c h t i g s t e n Z w e i g e. —

III. Formation und Organisation.

Begriffsbestimmung.

Ich verstehe unter Formation die Einrichtung der einzelnen Körper, taktischen Einheiten im engeren Sinne, unter Organisation deren Zusammenfügung in größere Körper, taktische Einheiten im weiteren Sinne. Ich habe diese Nomenklatur nur selten gefunden, und setze zum sicherer Verständniß deren Definition deshalb her.

Es existirt ein vielfach ventilirter Satz: man solle vor einem Feldzuge keine Neuformirungen eintreten lassen. Diesen Satz hat man dahin ausgedehnt, daß überhaupt in einer gut eingerichteten Armee Alles so vorhanden und zusammengestellt sein müsse, wie der Krieg es fordere.

Es will mir scheinen, daß die unklare Begrenzung der Begriffe hier Veranlassung gewesen sei, falsche Consequenzen zu ziehen und mit ihnen über das Ziel hinauszuprellen.

Die Formation (Einrichtung) der kleineren taktischen Einheiten folgt aus den allgemeinen Verhältnissen des Staates und den inneren Nothwendigkeiten der Waffe; die Organisation (Zusammenstellung) dagegen folgt aus der Natur der eigenen Truppen, der Natur des Feindes und der Art und

Weise des Kriegsschauplatzes wie des Kriegszweckes. Während also bei der Formation alle Grundbedingungen in gewisser Hinsicht stetig zu nennen sind, gilt dies bei der Organisation nur von Einem der vier Faktoren, woraus mir denn zu folgen scheint, daß

die Formation bleibend, die Organisation dagegen wechselnd

sein müsse.

Es bleibt uns nun zu untersuchen, welches die Elemente sind, auf denen eine gute Formation zu ruhen hat, und welchergestalt die Organisation die maaßgebenden Faktoren zu berücksichtigen haben wird, um so weit möglich eine Garantie des Erfolges herzustellen — denn es ist eine durch die ganze Kriegsgeschichte durchlaufende Wahrheit: „Die Armeen, die geschlagen wurden, waren schon vor der Schlacht geschlagen" — d. h. waren vom Gegner in wichtigen Faktoren überholt, in Faktoren, unter denen gar oft Formation und Organisation nicht die allergeringsten waren.

1. Formation.

Wodurch wird ein bewaffneter Haufe zu einem fügsamen und brauchbaren Instrumente in der Hand seines Kommandanten, zu einer wohlgeschulten Truppe? — Durch die Disciplin, hat man gesagt, und mit Recht, aber unvollständig; es gehören außer der Disciplin noch alle jene Einrichtungen dazu, mittelst deren der Wille des Führers sich dem letzten Soldaten mittheilt, und wir rechnen dazu die Stellung der Offiziere zu den Mannschaften, die Ausbildung, die Gewöhnung. Nur durch eine gleichmäßige Berücksichtigung aller Faktoren wird man sich eine gute Truppe schaffen; man kann nicht einzelne, die vielleicht unbequem sind, nach Gefallen weglassen.

Die Verhältnisse des Staates wirken wesentlich auf die Formationen ein. Staaten von geringem Umfange müssen darauf verzichten, das Spiegelbild der Armee eines großen Staates geben zu wollen; Waffengattungen, die bei

einem großen Ganzen sich, zur besseren Verwerthung einzelner vorhandenen Elemente, als wirksame Glieder herstellen lassen, würden zu künstlichen Schöpfungen werden; man würde mit ihrer Aufstellung gegen die Natur des Volkes und Volksgeistes verstoßen. So z. B. weiß man, daß Hannover und Mecklenburg eine solide, kernhafte Menschenrace, ruhigen, aber nachdrücklichen Sinnes haben; auch kennt man ihre Pferde nicht als solche, die man Husarenpferde zu nennen pflegt. Für diese Striche ist offenbar die Herstellung einer spezifisch leichten Reiterei naturwidrig und man würde weiter kommen, wenn man eine solide Mittelreiterei — die sich eben so gut zum Vorpostendienste gebrauchen läßt — kultivirte. Im Allgemeinen sind in Deutschland diese Verhältnisse ziemlich gut beachtet und einige Ausnahmsfälle abgerechnet, hat man sein Material umsichtig benutzt.

Die Stärkeverhältnisse. Bei Normirung der Stärkeverhältnisse einer selbstständigen taktischen Einheit gilt als Grundsatz, einmal, daß sie stark genug sei, um eine ihren Verhältnissen entsprechende, d. h. wirksame Offensiv- und Defensivkraft entwickeln zu können; dann: daß sie schwach genug sei, um vollkommen und unter allen Gefechtsverhältnissen in der Hand ihres Führers zu bleiben.

Die Forderungen scheinen einander zu widersprechen, jedenfalls ist die zweite nach oben hin begrenzt, was die erste nicht ist; betrachten wir also die zweite vorerst.

Die Fechtarten sind verschieden; man hat die Kürassiere und Grenadiere nicht, um sie als Husaren und leichte Infanteristen zu gebrauchen. Die schweren Truppen sollen durch den Gebrauch in der Konzentrirung wirken, die leichten sollen sich ausdehnen können.

Ein Grenadierbataillon wird selten mehr, als $\frac{1}{3}$ seiner Stärke zum zerstreuten Gefecht verwenden wollen. Es tritt stets geschlossen, oft in Kolonne auf. Rechnet man die Tirailleurzüge von der Frontestärke ab, so würde eine Fronte von 300 Schritten als Maximum zulässig erscheinen, weil das im Gefecht etwa der Bereich der menschlichen Stimme ist, von der Mitte aus gerechnet und die Benutzung des Pferdes mit

veranschlagt. Diese Stärke führt uns etwa auf 300 Rotten, oder mit Einrechnung der Tirailleurzüge 2c. auf 1000 Mann. — Die weitere Gliederung des Bataillons nach demselben Grundsatze würde eine Viertheilung gestatten, weil 75 Rotten oder Schritt noch innerhalb des Wirkungskreises eines Hauptmanns zu Fuß liegen. — Wollte man das Bataillon stärker machen, so würde man entweder dessen Verwendbarkeit als Ganzes stören, weil man es aus der guten Uebersichtlichkeit des Kommandanten herausbrächte, oder man müßte zu einer weiteren ständigen Eintheilung schreiten, d. h. man gäbe das Bataillon als taktische Einheit auf, wie z. B. unter Willisen in Holstein geschah. Sobald es sich nur um den Namen handelt, habe ich dagegen nichts — aber auch nichts dafür — es ist aber dann nothwendig, die neuen Abtheilungen nach den Grundsätzen für die taktischen Einheiten zu behandeln, womit wir wieder beim Alten angekommen wären.

Ganz entschieden aber erkläre ich mich gegen das bei zu starken Bataillonen so gern applizirte Remedium der Kompagnie- oder Divisionskolonnen. Diese Abtheilungen ermangeln der für taktische Selbstständigkeit erforderlichen Kraftentwickelung, sind folglich eine Kraftzersplitterung. Aus einer, in gegebenen Fällen nicht nur zweckmäßigen, sondern vielleicht ganz nothwendigen Form will man gern ein System des taktischen Auftretens machen, d. h. mit andern Worten, zwei Fehler, die Zersplitterung und die taktische Starrheit, vereinigen. Die Sache ist so in Mode gekommen, weil eine große Anzahl Hauptleute sich dann als Majore, die Majore als Brigadiers fühlen, und Jeder neben dem angeblich erweiterten Spielraume sich selbstständiger sieht. Es ist einfach, wie alle Systeme, auch dies, eine Friedensspielerei. —

Da für ein Grenadierbataillon 1000 Mann in 4 Compagnieen taktisch möglich und finanziell rathsam sind, so möge man dabei bleiben.

Das Uebertragen dieser Stärke aber auf andere Bataillone wäre ein Fehler. Die neue Bewaffnung führt zur Lineartaktik, nicht zur alten, geschlossenen, sondern zur Blänkertaktik; die Kolonnen werden seltener werden, die Tirailleurs

dichter, wie wir schon erlebt. Ein Bataillon kann leicht die Hälfte auflösen und nur die Hälfte zu Unterstützungen behalten. Rechnen wir einigermaßen accidentirtes Terrain dazu, so erscheinen 800 Mann, mit einer Frontentwickelung von 500 Schritt, als Maximum der Starke. Die Viertheilung des Bataillons ist vielleicht noch aufrecht zu halten; die Hauptleute, ihrerseits in der Hand des Bataillonskommandeurs, haben auch ihre Kompagnieen in der Hand; wir sind aber an der äußersten Grenze der Stärke, und es möchte wohl gefragt werden können, ob bei sehr schwierigen Kriegsschauplätzen nicht die Bataillone und Kompagnieen zu stark wären. —

Die Jäger- oder leichten Bataillone bieten die eigenthümliche Erscheinung, daß es bei ihnen weniger auf die durchgreifende Führung durch den Bataillonskommandanten ankommt, als auf die Beweglichkeit und Leichtigkeit der Kompagnieen. Eine Kompagnie von 150 Mann ist das äußerste Maximum der Stärke und es will mir scheinen, als ob es gleichgültig wäre, dann entweder die Bataillons zu 6 Kompagnieen à 110 bis 120 Mann oder zu 4 Kompagnien à 150 Mann zu formiren.

Die angegebenen Bataillonsstärken gelten allgemein als groß genug, um die Zwecke taktischer Einheiten erfüllen zu können. Die Erfahrung ist damit in vollster Uebereinstimmung.

An Subalternoffizieren erscheinen bei den Grenadieren 1 auf 60 oder 80 Mann, bei der Infanterie 1 auf 40, bei den Jägern 1 auf 30 als ausreichend, beziehentlich nothwendig; in derselben Weise sind die Unteroffiziere 1 pro 20 und 1 pro 10 Mann zu rechnen.

Wenn wir diese auf die dienstlichen wie taktischen Nothwendigkeiten gestützten Ansichten anwenden zur Vergleichung mit den bestehenden Verhältnissen, so sehen wir, daß die Franzosen durchgängig als leichte Infanterie formirt sind, womit sie ihren Eigenthümlichkeiten, sowohl als den taktischen Forderungen vollständig entsprechen. Die Oesterreicher hatten allzu starke Bataillone; sie zeigten sich in Folge Dessen schwerfällig; die Masse kam nicht zur Verwerthung.

Die übrigen deutschen Bataillone sind ebenfalls überall

zu stark, ebenso die Kompagnieen, die sogar bei leichten Bataillons bis 250 Mann ansteigen.

Die berittenen Hauptleute der leichten (Füsilier ꝛc.) Kompagnieen sollen dem Nachtheile der zu starken Kompagnieen abhelfen; man wird aber nichts damit erlangen, als die Kompagnie ehemöglichst ihres Führers zu berauben. In unseren Armeeen sinkt ferner die Zahl der Offizieren unter das zulässige Minimum bis zur Hälfte desselben herab.

Wenn dem nicht abgeholfen wird, werden sich die Nachtheile in verderblicher Weise fühlbar machen, und Niemand würde ableugnen können, daß dieses Verderben die Folge unzeitiger Ersparungssucht wäre.

Bei der Reiterei tritt der Unterschied zwischen geschlossener und zerstreuter Fechtart weniger entschieden hervor, als bei der Infanterie, weil die blanke Waffe und mit ihr die Stoßkraft immer Hauptsache, Feuerwirkung immer Nebensache sein wird. Auch die leichte Reiterei muß attakiren, wenn sie wirken will. Aber die schwere Reiterei findet ihre Verwendung meist in Massen, und bedarf dazu hauptsächlich der Kraft, während die leichte Reiterei ihre Erfolge einzeln aufsucht, schwadronsweise wirksam wird und dazu in demselben Grade der Gewandtheit bedarf.

Die Schwadron, wie sie in den deutschen Armeen als taktische Einheit erscheint, ist zu dieser Rolle zu schwach. Man hat Das auch gefühlt und nachdem man aus Finanzrücksichten die Schwadron als Einheit hingestellt, war man gezwungen, sie stärker und stärker zu machen, und kann damit nichts erreichen, als eine immer mangelhaftere Beaufsichtigung und Durchbildung, ohne die nöthige Kraft zu finden.

Eine Schwadron über 100 Pferde ist nicht mehr so sehr in der Aufsicht ihres Kommandeurs, als sie sein sollte; für die schwere Kavallerie, die eine geringere Durchbildung und geringere Gewandtheit erfordert, können etwa 150 Pferde (64 Rotten) als äußerstes Maximum gelten; die leichte Reiterei hat mit 120 Pferden oder 48 Rotten ihr Maximum erreicht. An Offizieren müssen wir bei der schweren Reiterei auf p. p. 20 Rotten, bei der leichten auf p. p. 12 Rotten einen Offizier und

2—3 Unteroffiziere fordern. — Zur Entwickelung einer ausreichenden taktischen Offensivkraft halten wir die Vereinigung von 300 Pferden für erforderlich, würden aber bei der leichten Reiterei auch mit etwas weniger zufrieden sein. Damit kommen wir auf die Regimentsdivisionen aus 2 Schwadronen, frühere Schwadron aus 2 Compagnien, als führliche taktische Einheit.

Wie es eine Zeit gab, in der man bei der Infanterie ein 3000füßiges Ungeheuer als Bataillon hatte, so gab es bei der Artillerie eine Zeit der starken Batterieen. Es ist leider vielfach noch der Fall, daß man mehr auf die Zahl, als auf die Verwendung gibt.

Wer sich einmal berechnen will, was eine reitende, eine schwere 12pfündige Positions- oder eine Haubitzbatterie an Menschen, Pferden und Fuhrwerken braucht, wird sofort finden, daß Das, was wir aus dienstlichen Gründen bei anderen Waffen für das Maximum der Stärke erklären mußten, bei 8 Geschützen fast um das Doppelte, bei 6 Geschützen nahezu um die Hälfte überschritten wird. Rechnen wir dazu die schwierigere Ausbildung der Artillerie, die Hindernisse, die sie bei ihren Bewegungen findet, so wird man mit mir überein stimmen, daß jene Maximalsätze auch für die Artillerie Geltung haben. Wir kommen damit auf 4 Geschütze für eine Manövrirbatterie und auf 6 Geschütze für eine Positionsbatterie.

Die Franzosen steigen mit ihren Geschützzahlen nicht über 6; ihre Batterien sind mit Offizieren und Unteroffizieren sehr reich dotirt. Die Oesterreicher haben 8 Geschütze, aber ihre Batterieen sind als halbe Batterieen getheilt formirt, zur gesonderten taktischen Verwendung, was neben taktischer Zweckmäßigkeit den großen Nachtheil behält, daß die dienstliche und taktische Einheit nicht zusammenfällt. Die deutschen Staaten formiren vielfach zu achten, in Preußen sogar die reitenden Batterieen, was wir als dem Geiste der Waffe und der Art ihrer Wirksamkeit schädlich bezeichnen müssen. Es würden uns dadurch vielfache Nachtheile erwachsen, denn gerade die Eigenthümlichkeit, die wir fordern müssen, ausgiebiges Feuer auf nahe und mittle Entfernungen bedingt eine hervorragende Manövrirfähigkeit; je kultivirter der Boden, desto

seltener und schwerer kommen 8, desto öfter und leichter kommen 4 Geschütze zur Verwendung, und will man denn immer mit zerrissenen Abtheilungen manövriren? Soll auch hier die unzeitige Ersparniß verderblich wirken?*)

An Offizieren bedarf die Artillerie für jeden Zug von 2 Geschützen 1 Subalternoffizier, für jedes Geschütz 1 Unteroffizier, dann für den Batteriepark 1 Offizier und die weiter nöthigen Unteroffiziere. Je mehr die Artillerie in Aussicht nehmen muß, daß sie im Detail verwendet werden wird, und je mehr die Terrainbedingungen, unter denen Dies eintreten dürfte, überhaupt ihre Aufgabe schwieriger machen, um so mehr muß man sich bestreben, den Befehl der Abtheilungen in die Hände von Offizieren zu legen. Wenn man Unteroffiziere, die übrigens zuverlässig und brauchbar sein können, bei denen man aber doch nicht gewohnt ist, taktische Einsicht vorzugsweise zu suchen, mit der Entscheidung darüber betraut, ob der Zug bei der Vertheidigung im Kartätschfeuer ausharren soll, oder ob er im letzten Moment abzufahren habe, und welches dann der letzte Moment sei — so werden zahlreiche Mißgriffe und mit ihnen Gefechtsnachtheile und Geschützverluste die unausbleibliche Folge sein.

Wen aber trifft die Schuld?

Als Gesammtresultat erscheint, daß die Franzosen entschieden besser formirt waren bei der Infanterie und Artillerie, als die Oesterreicher; der Letzteren Verluste an Gefangenen und zum Theil auch an Geschützen, treffen wesentlich die Formationsmängel als ihre Ursachen. Die österreichische Reiterei dagegen trat mit schwachen Schwadronen im Divisionsverbande auf, ähnlich der französischen; sie hat ihren alten Ruhm bewährt, wobei ihr die zweckmäßige Formation ganz gewiß mitgeholfen hat. Wären die Husarenschwadronen, wie es früher einmal Kriegsstärke war, mit p. p. 100 Rotten pr. Schwadron ausgerückt, es würde eben so an dem blitzschnellen Eingreifen wie an der intelligenten Führung im Kleinen haben fehlen müssen.

*) Die Behauptung, daß Manövriebatterien zu vieren formirt sein müßten, fand ich vor 3 Jahren zuerst in Romberg's „Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert.“ Schade, daß der Verfasser seitdem geschwiegen.

— Aber freilich! die französische Armee ist auch sehr theuer, und wir, je nun wir in X, Y, oder Z, sind ja kein Militärstaat, auf uns wird's nicht ankommen! — Es ist möglich, daß Ihr den Sieg nicht mit zu bezahlen braucht; aber verlaßt Euch darauf, die Niederlage, die müßt Ihr mit bezahlen. — Seht Euch nur um in den Rechnungen von anno 92 u. s.

Mit, so viel ich mich besinne, nur wenigen Ausnahmen, hat man von Alters her bis auf die neueste Zeit es für zweckmäßig erachtet, mehrere taktische Einheiten in einem höheren Gliede zu vereinigen, dem Regimente. Die Sache hat zwei Seiten. Auf der einen Seite spricht gegen das Regiment:

1) die taktische Einheit muß nur in der Manövrireinheit aufgehen, der Brigade,
2) die taktische Einheit muß ebensowohl die dienstliche wie die administrative Selbstständigkeit haben,
3) die Masse der Zwischenglieder vermehrt die Reibung.

Man wird nicht umhin können, das Gewicht dieser Gründe anzuerkennen.

Für das Regiment spricht dagegen:

1. Auch die Brigade kann der Zwischenglieder nicht ganz entbehren, sie braucht Treffen- oder Flügel-Commandeure; der Brigadier kann nicht alle Funktionen in sich vereinigen, oder er verliert die Brigade aus dem Auge über dem Treffen oder dem Flügel.

Es ist nicht zweckmäßig, älteste anwesende Bataillons-Commandeure mit den genannten größeren Commando's zu beauftragen, weil Dies gegen die Stetigkeit der Formation ohne Noth verstoßen würde, und weil sehr häufig gerade die ältesten nicht Die sind, denen man höhere Commando's zu übertragen gedenkt.

2. Die administrative Einheit braucht nicht so tief herabzusteigen, die Gebahrung wird vielmehr dadurch zu einer Zersplitterung. Ein richtiges Prinzip kann durch zu schroffe Durchführung unrichtig werden.

3. Improvisirte Zwischenglieder reiben noch mehr, als eingeschulte.

Die Entscheidung der Frage ruht ganz wesentlich mit auf

dem Resultate, das die Erfahrung gibt über den Nutzen zahlreicher höherer Commandostellen, bez. über die Entbehrlichkeit derselben.

Die Franzosen haben in Italien bei den drei Kriegsbataillonen eines Regimentes 1 Obersten, 1 Oberstlieutenant, 1 Major im Regimentsstabe, 3 Bataillonscommandeure ꝛc. bei den drei Bataillonen. Uns fehlen der Oberstlieutenant und der Major bei den Regimentern. Eine französische Brigade hat auf 6 Bataillone 1 General, 2 Obersten, 2 Oberstlieutenants, 2 Majore und 6 Bataillonscommandeure.

Die Oesterreicher haben auf 1 Brigade von 5 Bataillons 1 General, 1 Obersten und 5 Bataillonscommandeure.

Die Preußen haben auf 1 Brigade von 6 Bataillons 1 General, 1 Obersten und 6 Bataillonscommandeure.

Die Russen hatten auf 1 Brigade von 8 Bataillons 1 General, 2 Obersten und 8 Bataillonscommandeure.

Die Kriegsgeschichte neuester Zeit hat mit schlagender Klarheit bewiesen, daß die Franzosen einer ganz vorzüglichen Detailführung genießen. Ihr Benutzen der Momente, ihr Gewähren von Unterstützung, ihr Eingreifen der unmittelbaren Reserven sicherten ihnen in zahlreichen Fällen den Erfolg im Gefecht.

Die Oesterreicher klagen über versäumte Momente, namentlich aber über die Art und Weise, wie die momentan siegreichen Truppen ohne Unterstützung gelassen wurden, wie ihre unmittelbaren Reserven selten oder nie rechtzeitig eingriffen — in Summa, ihre Detailführung ließ zu wünschen übrig und machte manchen Erfolg, den die Truppen erfochten, nutzlos.

Die Ungelenkheit der russischen Führung ist bekannt, lag aber damals ebenso im System, als in der Formation.

Mir geht aus diesen und ähnlichen damit übereinstimmenden Betrachtungen hervor, daß wenn die Franzosen vielleicht mit zu viel Luxus ausgestattet sind, bei uns jedenfalls eine solche Armuth an höheren Stellen herrscht, daß eine gewandte Detailführung auch für den geschicktesten Brigadier hart an der Grenze der Unmöglichkeit liegt; wer aber

hat lauter „geschickteste" Brigadiers? — die Garantie, daß Alle bis hart an die Grenze der Unmöglichkeit vorwärts kommen?

Braucht man aber Zwischenglieder, so sind die stabilen jedenfalls vorzuziehen und man möge ihnen dann so viel Selbstständigkeit übertragen, als sie ohne Schaden für die der taktischen Einheiten bekommen können.

Ein Regiment der Infanterie würde sonach 2 bis 3 Bataillons und der Reiterei bei der schweren 3, bei der leichten 2 Divisionen zählen.

Bei der Artillerie würde es sich sehr gut zu allem Uebrigen passen, wenn 3 Batterieen ein Bataillon bildeten. Jede Infanteriebrigade würde dann ein Artilleriebataillon erhalten, dadurch auch der Artillerie ihre Stellung und Verwendung in der Brigade besser gesichert sein.

Nachdem wir solchergestalt die Angelegenheiten der Formation oder Einrichtung an der Hand der für dieselbe bestehenden Grundlagen erörtert und verglichen haben, bleibt uns hierfür nur noch übrig, zu wiederholen, daß

die Formation stetig sein müsse.

Hieraus folgt aber, daß

1) es vermieden werden müsse, bei Ausbruch des Krieges unnöthig viel Veränderungen in dem Stande der Offiziere und Mannschaften eintreten zu lassen. Was an Offizieren nicht feldtüchtig ist, kann überhaupt in Abtheilungen nicht gebraucht werden, die für das Feld bestimmt sind. Namentlich legen wir da den Accent auf die Compagnieen, Schwadronen, Batterieen, als die letzten ständig formirten Glieder, deren Zustand bei plötzlichen Wechseln der Mannschaften und Commandanten geradezu beklagenswerth wird. Eben so falsch ist es, den sog. Kriegsbataillonen plötzlich eine Anzahl Mannschaften der zurückbleibenden Bataillons zuzuweisen — Avancements, Versetzungen und die letzterwähnten Mannschaftstausche sind bei einer kriegsmäßigen Aufstellung ohnehin unvermeidlich; eine weise Führung aber wird suchen, hier ein Minimum zu erreichen, während man wohl erlebt hat, daß massenhafte Pensionirungen 2c. gerade auf solche Momente aufgespart worden sind. Warum? — Weil die Pensionen sich in solchen Momenten leichter durchbringen lassen;

2) daß es ferner vermieden werden müsse, mit den Depotabtheilungen zu wechseln oder, was damit zusammenhängt, wohlformirte, kriegstüchtige Abtheilungen durch ihre Versetzung zum Depot in ihrer Existenz zu bedrohen. Entweder man hat ständige Depotabtheilungen oder man formirt sie durch Herausziehen aus der Truppe, der es niemals ganz an Elementen fehlen wird, denen der Dienst im Depot besser zusagt, als der im Felde;

3) daß es vermieden werden müsse, größere Abtheilungen zusammenzuwerfen, und aus ihnen dann den Bedarf an kleineren heraus zu nehmen.

Es ist nicht zu verkennen, daß es oft Verhältnisse gibt, die auf ein solches Verfahren geradezu hinweisen; aber man muß dieser Versuchung widerstehen, weil dieses Verfahren der sicherste Weg ist, den geistigen Zusammenhalt der Truppe zu zerstören, weil dieser geistige Zusammenhalt eines der wichtigsten moralischen Elemente ist, und nahezu als das Fundament der übrigen angesehen werden kann — — und weil die moralischen Elemente in einer Truppe der sicherste Faktor des Sieges sind. — Hiernächst brauchen wir auf die zahllosen dienstlichen Nachtheile eines solchen Verfahrens nur hinzuweisen, um auch diesen Grund für unsere Ansicht in Anspruch nehmen zu können.

Wenn man seine Abtheilungen so formirt, wie man sie im Felde zu brauchen gedenkt, wenn man sich richtige Bausteine zurechtgelegt hat, dann ist das Zusammenfügen derselben, die Organisation größerer Heerkörper, leicht und verläuft glatt und eben, ohne Störung des so wichtigen inneren Getriebes, ohne Gefährdung nach Vernichtung der damit zusammenhängenden moralischen Elemente.

2. Die Organisation.

Die Organisation stellt aus den einzelnen Abtheilungen schlagfertige Heerkörper zusammen; man ist überein gekommen, den sprachlich gerade für sie sehr verkehrten Namen Division festzuhalten.

Die Wissenschaft fordert, daß jede Division für sich selbstständig sei, mindestens im weiteren taktischen, eigentlich auch im operativen Sinne, daß dabei aber jede Division sich leicht und ohne irgend welche Störungen in größere Ganze einfüge und eben so leicht und ohne Störungen sich theilen und getrennt verwenden lasse – die Armee, die Division muß sich leicht und gut gliedern, wie man im modernen Militärjargon sagt.

Zu Erfüllung dieser Zwecke gehört, daß die Division mit allen den Anstalten für Ersatz und Verpflegung versehen sei, welche zum Leben der Truppen gehören, daß sie also Munitionskolonnen, bewegliche Magazine, Aufnahmsspitäler eigenthümlich habe; daß sie ferner habe, was ihr zur operativen Freiheit nöthig, nämlich die Zutheilung aller Waffen, auch technischer Abtheilungen und daß sie einen so zahlreichen und allseitig versehenen Stab habe, daß der Commandeur mit dessen Hülfe überall sein, überall sehen und überall anordnen könne, wo es erforderlich wird. Nur was bei einer Zutheilung an Divisionen nutzlos zersplittert würde, darf in einer höheren Vereinigung gehalten werden, wie z. B. Brückenzüge. Um endlich die Theilbarkeit der Division in leichter und ordnungsmäßiger Weise herzustellen, ist es nöthig, daß die einzelnen Zwischenglieder nicht zu stark seien, daß aber auch nicht zu viele Zwischenglieder die Lenkung erschweren. Eine Division aus einzelnen Bataillonen oder Regimentern zusammengesetzt, wäre eben so falsch, als eine, deren Brigaden 7 und 8 Bataillone stark aufträten.

Für die Stärke der Division ist die obere Grenze in der Möglichkeit der unmittelbaren Leitung durch den Commandeur, in der leichten Beweglichkeit und der steten Verwendbarkeit gegeben, die untere Grenze dagegen liegt in der Masse von Kraft, welche zur Lösung entsprechender taktischer und operativer Aufgaben erforderlich ist und unter welcher man nicht füglich bleiben darf.

Ein fernerer Faktor für die Zusammensetzung der Division ist die Natur des Kriegsschauplatzes, in Verbindung mit den Eigenthümlichkeiten der eigenen wie der fremden Truppen. Es bedarf hier eines umfassenden und einsichtigen Abwägens der

verschiedenen Elemente, denn in vielen Fällen werden die Anforderungen einander scheinbar widersprechen, und es wird schwierig sein, die höhere Einheit zu finden. Ich halte es für eine Wahrheit, die keines Beweises bedarf, daß eine durchgeführte, gleichmäßige Formirung der Divisionen von Allem das Schlechteste ist, was man thun kann; ihr einziger Vortheil besteht in einer erleichterten Anfertigung der Bestandsübersichten und ich möchte Den wohl sehen, der einen solchen Grund im Ernste vorbringen wollte.

Der italienische Kriegsschauplatz verlangt eine sehr ins Einzelne gehende Gliederung, sehr zahlreiche Stäbe, geringe Gesammtstärke, viel technische Truppen, leichte Artillerie, leichte Infanterie, wenige, aber gute und sehr bewegliche Reiterei. Die Eigenthümlichkeiten der beiderseitigen Armeeen aber führten darauf, daß die Oesterreicher doch im Allgemeinen mehr ihre Ueberlegenheit in der nachhaltigen Kraft der einzelnen, zur Verwendung kommenden Truppenkörper zu suchen hatten, als in der Beweglichkeit, der Gewandtheit, dem Feuereifer; und je weniger sie erwarten durften, die gewaltige Zerstörungskraft ihrer Reserveartillerie vollständig zu verwerthen, ja, je weniger überhaupt zu erwarten stand, daß wankelmüthige moralische Elemente durch die Mithülfe von Artillerie und Reiterei gestärkt werden mochten, desto mehr mußten sie darauf bedacht sein, in diesem Kampfe nur das Beste vorzuführen, was sie überhaupt hatten. Man kann nicht sagen, daß ihre Organisation eine mustergiltige gewesen ist. Abgesehen von den Mängeln, die ihre zu starke Formation und ihre zu geringe Dotation mit höheren Stellen unausbleiblich erzeugen mußten, treffen wir viele Spuren mangelhaft organisirter Stäbe; theils waren sie zu schwach, theils zählten sie zu viele eben erst aus der Linie gezogene, also ungeübte Glieder; es mag sein, daß der plötzliche Bedarf den Vorrath überstieg — aber Das bleibt immer ein Fehler der Gesammteinrichtungen, die sich nicht genug Material bereit gestellt; es war auch ein Mangel an gegenseitiger Eingewöhnung, ein nicht richtiges Verwenden vorhandener Kräfte mehr zu bemerken, als eigentlich zulässig. Es waren ferner die Brigaden zu stark und zu wenig gegliedert;

in einem so schwierigen Terrain bedarf die Brigade nothwendig mehrerer Zwischenglieder mit eigenen Commandeuren, und es übersteigt die Grenzen der Möglichkeit, eine fechtende Masse von p. p. 6 bis 7000 Soldaten zweckentsprechend durch den Brigadeverband allein zu leiten. Die Artillerie war zwar reichlich zugetheilt und es läßt sich wohl nicht leugnen, daß sie die Mängel ihrer Formation zuzudecken bestrebt war; ob sie nicht mehr geleistet hätte, wenn sie eine bessere Gliederung und demgemäß eine tüchtigere Detailführung gehabt, mag der eigenen Entscheidung der Betheiligten überlassen bleiben; ich für meinen Theil suche in diesem Verhältniß eine der Ursachen, die den Erfolg der bewiesenen hohen Entschlossenheit und Ausdauer verringerten. Die Reiterei war nicht in genügender Zertheilung zur Stelle; es ist nicht zu viel, wenn man hier für die Brigade eine Schwadron verlangt; wo der Massengebrauch so sehr gehindert ist, wie in Oberitalien, wo das Terrain so sehr die Ueberraschungen durch Infanterie gestattet und in der Schnelligkeit und entschlossenen That kleiner Reiterabtheilungen so allein das Remedium dagegen zu finden, wo endlich eine leichte Reiterei vorhanden, die anders gar nicht zu verwerthen, so aber gerade ganz vortrefflich zu benutzen, da ist die einzelne Zutheilung nicht nur kein Fehler, sondern ein Gebot. Welche glänzende Thaten haben nicht die einzelnen Husarenschwadronen ausgeführt und wie nützlich würde es in vielen Fällen gewesen sein, hätte man die Gelegenheit öfter geboten! Gerade gegen die übermäßige Blänkertaktik — und deren konnte man sich versehen — thun die Schwadronen der Divisionsreiterei Wunder; und wenn auch das Terrain schlecht ist, die Husaren wären schon schwadronsweise fortgekommen und hätten manches nachtheilige Blänkergefecht dadurch zum Bessern gewendet, daß sie zum Colonnebilden nöthigten und dadurch der eigenen Artillerie Objekte und der eigenen Infanterie greifbare Gegner verschafften. Auch die Pionniere mußten mindestens pr. Division mit 1 Compagnie und davon pr. Brigade mit einer Sektion (Zug) auftreten; ihre Thätigkeit in Herstellung und Zerstörung von Kommunikationen läßt sich allzusehr vermissen und wie nützlich auch die Aufstellung von Infanterie-Pionnieren sein

mag, sie ersetzen niemals die geregelte und wohlgeschulte Arbeit wirklicher Pionniere und entwickeln ihren Werth nur als deren Hilfsarbeiter. Endlich aber müssen wir es als einen folgenschweren Irrthum bezeichnen, daß man nicht an Führern und Truppen dem Feinde das Beste entgegenstellte, was man hatte. Kein Kriegsschauplatz verlangt so viel von den Führern und Truppen wie dieser; die Schwierigkeiten der Befehlführung, der Unterstützungen, der Massenverwendung, des Artilleriefeuers brachten eine Geltung des individuellen Werthes der einzelnen Abtheilungen und einzelnen Leute hervor, die nirgend sonstwo in ähnlicher Weise zu erwarten stand; dazu traten die Schwierigkeiten der inneren Lage, die darauf hinführten, in oft wenig zahlreichen Händen den Schutz für wichtige Dinge zu suchen und die Wichtigkeit des ersten Erfolges im Beginn eines großen Kontinentalkrieges, der in Aussicht stand — Alles führte darauf hin, nur die gewandtesten Generale und die besten, zuverlässigsten Truppen hierher zu senden.

Die französische Organisation litt zwar auch an manchen aber doch kleineren Mängeln, und es tritt sehr klar hervor, daß man auf die Einflüsse des Kriegsschauplatzes, auf die Eigenthümlichkeiten des Gegners und auf die Sicherung des ersten Erfolges einen Werth legte, dem wir bei der zufälligen Gleichheit mehrer anderer Faktoren den geradezu entscheidenden Einfluß zur Gewinnung des Sieges zuschreiben können.

Eine folgenreiche Aenderung war die Abgabe je zweier Compagnieen von jedem Bataillon zur Formirung vierter Bataillone. Das Regiment rückte mit 3 Bataillons à 6 Compagnieen ins Feld; die Compagnieen waren in der früheren so zweckmäßigen Schwäche geblieben, die Bataillone erschienen aber mit einem Sollbestande, der nach unseren Begriffen beinahe unter dem zulässigen Minimum blieb. Ich werde nicht irren, wenn ich annehme, daß eben die Absicht vorlag, sehr schwache Bataillons zu verwenden, um in dem dortigen Terrain eine möglichst treffliche Detailführung zu erzielen. Man glaubte, eine gut geführte, entschlossene Minderzahl sei eben so viel werth, als eine weniger gut geführte, wenn auch eben so

entschlossene Mehrzahl; man erhielt dadurch eine Anzahl taktischer Einheiten mehr und wenn die eben angeführte Voraussetzung sich bestätigte, bei gleicher Gesammtzahl eine Ueberlegenheit. Der Uebelstand einer Neuformirung mag zu übersehen gewesen sein, da die Compagnieen in ihrem Bestande nicht alterirt wurden. Eben so in Uebereinstimmung wie mit den Eigenthümlichkeiten des Kriegsschauplatzes war die Maaßregel mit denen des Gegners; je mehr die Oesterreicher in Formirung, Organisation und dem wohlbekannten Manövrirsysteme das Massige festhielten bis zum Schwerfälligen hin, desto leichter, desto gewandter, desto führlicher mußte Alles auf Seiten der Franzosen sein. Auch zeigte sich in allen Maaßregeln taktischer Art die Fürsorge für den ersten Erfolg, von dem man wohl wußte, wie sehr er die moralischen Elemente steigere und in dem man, vielleicht unbewußter, wahrscheinlicher aber wohlbewußter Weise ein Gegengewicht sah gegen die physische Kraft, die moralische Festigkeit und die brillante, echt kriegerische Disziplin der Oesterreicher.

Der Mangel jeglicher Reiterei bei den Divisionen mag in einem Gefühl der Unsicherheit seine Wurzel gefunden haben. So gewiß auch der Gebrauch der Reitermassen im französischen Heere nicht zurückstehen würde, so ist doch die Detailverwendung der Reiterei so eng mit der persönlichen Ueberlegenheit des Reiters verknüpft, daß man lieber einem Mangel sich ausgesetzt haben mag, als einem bestimmten Verluste. Nächstdem hatte man alle Ursache, der Gewandtheit der eigenen Infanterie zu vertrauen. So gestalten sich auch die scheinbaren Mängel als Verhältnisse, denen man bewußt entgegenging und für die man das Heilmittel bei sich trug; sie verloren sonach ihr Gewicht.

Die Divisionen der übrigen deutschen Staaten litten an sehr verschiedenen, aber sehr zahlreichen und oft sehr eingreifenden Mängeln. Es waren theils ganz schemamäßige Zusammenstellungen, wie sie eben als feste Norm bei der Armee gelten und ohne jedwede Berücksichtigung des Kriegsschauplatzes oder des Gegners; theils, wo derartige feste Normen nicht existiren, hatte man viel mehr die Stärke des Aufgebotes als die mora-

lischen Faktoren berücksichtigt, und nur wenige Divisionen vermöchte ich zu nennen, bei denen eine durchgreifend gute Führung im Sinne der Division als leitendes Organisationsprincip sichtbar geworden ist. Namentlich ist mir aufgefallen eine zu große Stärke, welche die Schlachteinheit unbeweglich macht, trotz mitunter sehr guter Gliederung, und der Mangel an echter Divisionsreiterei, einer Verwendungsart der Reiterei, die sowohl der Natur des so sorgfältig ausgebildeten und entschlossenen deutschen Reiters entspricht, als auch in Harmonie steht mit den allgemeinen taktischen Erscheinungen, d. h. der gesteigerten Landeskultur, der größeren Widerstandsfähigkeit der Infanteriemassen, der vermehrten Feuerwirkung der Artillerie. Jemehr die Reitercorps den Platz für ihre Wirksamkeit und die Aussicht auf große Erfolge verlieren, desto mehr müssen die Reiterregimenter den Platz und die Gelegenheiten nutzen, die sie immer noch reichlich finden.

Es ist leider wahr, wenn man sagt, die Aufstellung des Bundesheeres, einschließlich der preußischen Armeecorps, zeigte wenig Rücksicht auf die Grundsätze und Gebote einer guten Organisation.

Einen besonderen Absatz aber müssen wir noch den Stäben widmen, als einem Gliede, das erst bei der Organisation der Heerkörper in Funktion tritt.

Der Stab eines organisirten Heerkörpers soll vor Allem so zahlreich sein, daß die laufenden Arbeiten, die Versendungen, Rekognoscirungen und Ordonnanzritte bequem versehen werden können, derart, daß zufällige und plötzliche Abgänge keine merkbare Stockung hervorbringen. Der Stab soll zwar mit vertheilten Kräften arbeiten, aber einheitlicher Natur sein; er soll nicht den Keim der Zwiespältigkeit durch seine verschiedenartige Abstammung in sich tragen. Der Stab soll in seinen Personalien so zusammengesetzt sein, daß die dienstliche Stellung der höheren Glieder desselben ihrem Einflusse und ihrem zeitweiligen selbstständigen Auftreten den Führern der einzelnen Abtheilungen gegenüber entspricht; endlich mag der Stab entweder ganz neu formirt werden oder die bisherigen Vorstände dürfen durch die Complettirung desselben nicht in eine unter-

geordnete Stellung zurückgeworfen werden. Je mehr sich eine Armee Elemente herangezogen hat, die im Stabe zu verwenden sind, desto leichter kann sie sich die Wohlthat reichlich garnirter Stäbe verschaffen und jeden Abgang decken.

Eine französische Division zählt für p. p. 7500 Mann 3 Generalstabsoffiziere excl. Ordonnanzoffiziere und besitzt in ihren zahlreichen Stabsoffizieren ohne bestimmtes Commando eine anderweite wesentliche Unterstützung der Brigade- und Regimentscommandanten, von denen übrigens der Brigadier mindestens noch einen Generalstabsoffizier zugetheilt erhält. Das Artilleriecommando und die Verpflegsbranche bilden Abtheilungen des Stabes. Ein französischer Stab stammt in allen seinen Theilen aus dem Corps impérial d'Etat-Major; eine Adjutantur als besonderes Corps, mit getrennter Funktion und sonach rivalisirendem Einflusse kennt man nicht; die Aides-de-camp stammen eben gleichfalls aus dem Generalstabe und rangiren mit ihm und avanciren in ihm. Der Chef eines Divisionsstabes ist so gut wie regelmäßig Oberst, seine Begleiter sind Stabsoffiziere; selten trifft man Capitäns im Divisionsstabe. Der Chef eines Brigadestabes ist meist Stabsoffizier; die große Zahl der persönlichen Adjutanten sind dagegen Capitäns. Der Chef eines Corpsstabes ist meist General. Alle Stäbe organisirter Truppenkörper werden mit der Organisation derselben neugebildet.

Vergleichen wir damit die deutschen Zustände! Wie schwach dotirt sind unsere Stäbe, meist haben die Brigadiers nur einfach ihre Truppenadjutanten und oft sind diese nicht durch höhere Lehranstalten gegangen; wie greift überall der Unterschied zwischen Adjutantur und Generalstab störend, ja zerstörend ein. Was ist Das für ein Zustand, von dem ein hochgestellter Betheiligter sagen konnte: Im Frieden bei Seite geschoben, im Kriege zwar verlangt, aber gehemmt durch unfaßbare Einflüsse! Man bedenke, daß der zweifellos musterhaften und erfolgreichen Einwirkung des österreichischen Generalstabes im Jahre und Feldzuge 1848 in Schönhals' berühmtem Werke auch nicht mit Einer Sylbe gedacht wurde, daß die Rivalität dieses ersten Generaladjutanten so weit ging, einen

Heß als Chef des Generalstabes zu ignoriren! Nun freilich, Radetzky wußte wohl, woran er war, und Heß hat sich seinen Namen ohne den gothaischen Almanach und trotz der Generaladjutantur genugsam illustrirt — aber wie groß auch sein Einfluß sein mag — ich kenne ihn nicht — und wie sehr er die Hemmnisse der Zwiespältigkeit erfahren haben mag, er ist nicht im Stande gewesen, das Uebel wegzuschaffen und anstatt Eines Organes für den Willen des Commandeurs gibt es dort wie anderwärts Zwei. Ich nenne Das ein Gift, das man in die Armee wirft und wenn es im besten Falle wirklich kein Glied derselben lähmen sollte, wenn wirklich kein Nachtheil greifbar ans Tageslicht treten sollte, im Innern frißt es doch und bedarf zu seiner Ueberwindung einer Summe von Kraft, die der Wirksamkeit nach Außen abgehen muß. Wenn man sich an den Namen stößt, so schaffe man ihn ab; wenn man unberechtigte Uebergriffe vermuthet, so stelle man keine Commandeure an, die eines spiritus rector bedürfen, aber man gebe der koncentrirten Kraft einer Commandostelle nicht einen Stoß, der schon zu oft zum Todesstoß geworden dadurch, daß er die Zwiespältigkeit in alle Phasen ihres Daseins hineingeführt. Aber freilich, der Weg der Adjutantur hat seine eigenen Reize. Ohne die ernsthaften und mitunter mühseligen Studien des echten Generalstabsoffiziers, lediglich mit Hilfe einer gewandten Außenseite und der nicht allzuschweren Dienstroutine eine Stellung neben dem General erlangen, also Einfluß haben, Das lockt, und so lange es eine „höhere Adjutantur" gibt, wird sie für ihren Heerd kämpfen mit allen Mitteln, aber zum Schaden der Armee.

Jede Commandostelle hat einen Stab, der viel zweckmäßiger nach dem Truppenkörper heißt, als nach dem „General"; des Commandanten Gehilfen sind sie alle, warum also zweierlei Namen? denselben Dienst müssen sie auch versehen, wenn auch der Eine hauptsächlich im Operativen, der Andere im Detail arbeitet, warum also zwei Corps? Der Stab heiße Stab und seine Glieder seien Adjutanten, d. h. Gehilfen, und damit basta.

Noch schlimmer aber wird der zwiespältige Zustand, wenn

der Generalstab von den Truppenkörpern gänzlich abgesondert gehalten wird, die Commandeure aber Adjutanten haben, deren Rang ihrem Dienstverhältniß derart wenig entspricht, daß eine jede Zutheilung von Generalstabsoffizieren die bisherigen Adjutanten da in untergeordnete Stellung bringt, wo sie bisher obenan standen. Nun ist es natürlich, daß der Generalstabsoffizier verschiedene Verhältnisse und Personalien nicht kennt, der Commandeur also doch wieder, ebenso wie der Generalstabsoffizier, sich an den Adjutanten wendet nach Auskunft und dieser in praxi viel mehr das Faktotum bleibt, als sich gehört. Wenn unter solchen Verhältnissen die Reibung keine Nachtheile erzeugen soll, müssen außergewöhnlich edle Charaktere im Spiele sein, und auf solche darf man nicht überall rechnen. In Preußen haben vor einigen Jahren die Divisionen Stabsoffiziere als Stabschefs erhalten, wodurch ein Hauptmangel beseitigt worden ist; im Allgemeinen ist aber auch dort, wie sonst überall, auch in Oesterreich, der Rang der Gehilfen des Commandeurs, namentlich der Stabschefs zu niedrig, ihre Wirksamkeit dadurch gelähmt, ihre Stellung gefährdet, und der Faktor zum Siege, der in einem guten Stabe liegt, wesentlich in seinem Werthe verringert. Wer aber die Dienste, die eine wohl zusammengefaßte und wohl organisirte Intelligenz in Unterstützung der Commandeure leisten kann, gering achtet, der mag es thun, ich thue es nicht. — Es ist eine auf vielfache Praxis und auf rein menschliche also unvermeidliche Eigenthümlichkeiten gestützte Forderung, daß der Stabschef eines Armeecorps mit den Divisionären, der einer Division mit den Brigadiers oder Regimentscommandeurs, der einer Brigade mit den Bataillons- rc.- Commandeuren im Range gleich stehe, und wo man ständig organisirte Truppenkörper hat, gleichviel ob mobil oder nicht, muß der Stabschef vorhanden sein, auch wenn sich sonst Niemand in seinem Stabe befände.

Wenn die Division die Schlachteinheit, ja in vielen Fällen die operative Einheit des Feldherrn ist, so folgt daraus, daß das Armeecorps nur ein Zwischenglied, ein nach vorüber-

gehenden Bedürfnissen zusammengestelltes größeres Ganze ist. Es ähnelt darin dem Regimente; so wie der Brigadier Zwischenglieder braucht, die seine Treffen oder Flügel commandiren, ohne daß darum diese Zwischenglieder die fundamentale Selbstständigkeit der Bataillone alteriren dürften, so braucht der Feldherr, der eine starke Armee befehligt, Corpskommandanten, d. h. Generale, unter deren Commando eine Anzahl von Divisionen vereinigt und naturgemäß, je nach dem größeren oder geringeren operativen oder taktischen Bedürfniß, wird diese Anzahl wachsen oder sinken. Das Armeecorps vereinigt aber ferner alle diejenigen Truppenkörper und Anstalten, welche der Zersplitterung wegen nicht bei den Divisionen eingetheilt werden können, oder naturgemäß für mehrere Armeetheile gemeinsam sind, wie z. B. Reserveartillerie, Brückentrain, Hospitalanstalten, Armeetelegraphie.

Wir haben in mehreren Staaten eine fundamentale und gleichmäßige Organisation der Armeecorps gesehen; ist dadurch das Armeecorps zur operativen und stabilen Einheit gemacht, so muß es nothwendig schwach werden, wie in Oesterreich, oder es ist dem Uebelstande ausgesetzt, daß die stets nothwendigen Detachirungen auch stets zu Zerreißungen werden, daß dem vorliegenden Bedürfniß keine genügende Berücksichtigung werden kann, und man bei drängenden Ereignissen stets zu Ausnahmsmaaßregeln genöthigt ist. Schwache Armeecorps verringern die Einheit der Führung in der Schlacht, weil zur Lösung ihrer großen Aufgaben zwei und mehr nebeneinander stehende Persönlichkeiten konkurriren; fest und einerlei organisirte Armeecorps erzeugen durch die mit den Ausnahmemaaßregeln verbundenen Störungen des organischen Gefüges eine Menge von Friktionen, die mindestens im Inneren schädlich wirken.

Napoleon I. veränderte häufig die Zusammenstellung seiner Corps, aber niemals die der Divisionen.

Nach meiner Ansicht soll ein Armeecorps einen zahlreichen Stab besitzen, dann eine Artillerie- und eine Reiterdivision fast in allen Fällen, ausgenommen in Oberitalien, und dazu können drei Infanteriedivisionen — selbstständige Körper —

getheilt werden; der Feldherr hat es nun in der Hand, hiervon abzuzweigen oder dazuzutheilen, was und auf wie lange es gerade nothwendig ist; es verursacht dies keine Störung und zieht keine anderen Veränderungen nach sich, als daß die Ordonnanzoffiziere der Division in einen andern Corpsstab übergehen. Bei sehr starken Armeeen würde ich keinen Nachtheil darin finden, die Corps auch 4 Infanteriedivisionen stark auftreten zu lassen, nur möchte es dann zweckmäßig sein, dem Corpscommandanten einen ad latus beizugeben, der in Funktion tritt, wenn mehrere Divisionen des Corps zu gesonderten Zwecken verwendet werden.

Für nicht durch die Erfahrung bestätigt halte ich ein Verhältniß, wie es jetzt in Oberitalien bei den beiden Armeen der Oesterreicher stattfand. Es ist eine Instanz zu viel, sie vermag aber doch nicht, die Nachtheile der allzuschwachen Armeecorps auszugleichen; das Hilfsmittel vermehrt blos das Uebel, wie alle Palliative.

Den preußischen Armeecorps läßt sich nur der eine Tadel anheften, daß die Einheit des Armeecorps zu sehr im Vordergrunde steht, was mit der zu geringen Selbstständigkeit der Division zusammenhängt. Die Erfahrung würde hier zwar sehr bald Abhilfe verlangen, allein bei dem kurzen Verlaufe der heutigen Kriege möchte es auch ebenso bald nicht mehr Zeit sein.

Die deutschen Bundesarmeecorps sind nach politischen Rücksichten organisirt — damit ist Alles gesagt. Was gut ist, ist es durch Zufall, wie z. B. bei den gemischten Corps die Selbstständigkeit der Corpsdivisionen; was nicht gut ist, ruht oft in Verhältnissen, die schwer zu ändern sind, namentlich wenn der rechte Ernst fehlt. Es ruht zwar Vieles in der Hand des Oberfeldherrn, dessen Machtvollkommenheit meiner Ansicht nach eine ebenso zweckmäßig umfassende als wohl begründete ist, was auch einige preußische Blätter gegen solche Paragraphen sagen mögen, die ihnen blos deshalb nicht behagen, weil es ein Bundes oberfeldherr ist, von dem sie handeln; — indessen wäre es doch wohl besser, wenn die Or=

ganisation überhaupt auf eine bessere, nämlich eine militärische Grundlage versetzt würde.

Es würde nicht schwer sein, die einzelnen Mängel weiter zu verfolgen, allein — wozu? Der aufmerksame Leser kann nach meinen Ansichten, wenn er sie adoptirt, selbst den Prüfstein der Kritik handhaben, und wenn er sie nicht adoptirt — denn ich bin so wenig unfehlbar, wie irgend ein Anderer — kann er sich andere Grundlagen verschaffen und abermals prüfen. Er wird stets das selbst finden, was ich ihm sagen könnte.

Und so scheide ich denn von diesem wichtigen Abschnitte meiner Betrachtungen und spreche für die folgenden, wohl ebenso wichtigen, den Wunsch aus, daß der Leser mich auch dahin gerne begleiten und daß es mir gelingen möge, nicht blos in die Seelen der rasch begeisterten Jugend, sondern auch in die nüchterner gewordenen Geister der älteren Männer, in die Geister der Führer und der in den Ständeversammlungen sitzenden Vertreter ein befruchtetes Samenkorn zu legen.

IV. Die Führer.

Wenn es Männer gibt — und welchem meiner militärischen Leser sind nicht derartige Männer schon vorgekommen? — die allen Accent des militärischen Handelns auf das Gefühl der zu erfüllenden Pflicht legen, so gibt es auch Andere, die den Menschen weniger ideal nehmen und die darin so weit gehen, jedweden Motor gut zu heißen, wenn er nur zum Ziele führt, d. h. der Truppe zum Siege verhilft. Ich bekenne ganz offen, daß mir der Eine zu ideal, der Andere zu real ist, und wie sehr ich auch den letzten Zweck jeder Truppe im Siege erkenne, derart, daß ich wenig auf eine Truppe halte, die bei allen möglichen guten und schönen Eigenschaften doch überall als Truppe geschlagen würde, derart ferner, daß ich mich unbedingt dem äußersten Realisten anschließen würde, wenn ich in seinen Hebeln wirklich den einzigen Weg zum Siege erkennen müßte: so hege ich doch die Ueberzeugung, daß die gute Sache, der Sieg, auch noch mit guten Mitteln, d. h. mit moralischen Elementen anstatt mit unmoralischen zu erlangen sei. Nur darf man dabei das „Gemeine im Menschen" nicht vergessen.

Um aber die Mittel, welche heutzutage in einer Armee zur Steigerung des militärischen Handelns anzuwenden sein möchten, unpartheiisch ansehen und beurtheilen zu können,

dürfte es nicht unzweckmäßig sein, den Boden zu untersuchen, welcher die Stimulanzen aufnehmen soll.

Der deutsche Soldat ist ein williger, gehorsamer Soldat; er ehrt und liebt seine Oberen und wenn er sieht, daß einer dieser auch ihn im Herzen trägt, steigt seine Liebe zur begeisterten Hingebung für die Person dieses Führers. Er ist muthig, ausharrend und nach Befinden auch keck; namentlich zeigt sich im Laufe des Krieges eine Rauflust, die bald zu der alten gefürchteten furia tedesca sich steigern kann. Aber unser Soldat ist im Innern seines Herzens nicht kriegerisch gesinnt; der Ehrgeiz, selbst der edlere, ist ihm so gut wie fremd, und die gegentheiligen Ausnahmen beweisen nur die Regel. Man stelle ihn zwischen das Avancement und den heimathlichen Heerd und er wird letzteren wählen.

Ein solches Material ist vortrefflich wegen seiner Fügsamkeit und Ausdauer; beides aber sind mehr negative Tugenden und der Sieg will errungen sein.

Es wird sich also darum handeln, dem Soldaten einen eigenen Willen, einen eigenen Trieb zum Siege, das Verlangen nach Vorwärts einzuimpfen, den Sinn für eigenen Heerd aber etwas zurückzudrängen.

Marschall Soult, der was immer für ein General, aber jedenfalls ein feiner Menschenkenner war, hat einst in der französischen Deputirtenkammer, als man gegen das hohe Militärbudget und die lange Präsenzzeit eiferte, erklärt: Zwei Jahre dauert es, ehe der Conscribirte seine Heimath vergißt; dann erst fängt er an, Soldat zu werden; zwei Jahre dauert es, ehe er Soldat wird, und da eine Armee doch mindestens zur Hälfte aus Soldaten bestehen muß, während die andere Hälfte Rekruten zählt, so brauche ich eine achtjährige Dienstzeit — (NB. präsent bei den Fahnen). Die Deputirten konnten sich, wie man auch anderwärts erleben soll, nicht von der genauen Richtigkeit der Soult'schen Argumente überzeugen und nahmen an, daß $^{3}/_{7}$ alte Soldaten ausreichten, bewilligten blos siebenjährige Dienstzeit, wohlverstanden präsent bei den Fahnen.

Leser, fühlst Du den Unterschied? — Bei uns zu Lande wird die Dienstzeit bemessen nach dem Minimum der Ausbil-

dungszeit, nach einem mehr oder minder mechanischen Elemente; in Frankreich sieht man davon ganz ab und wägt den innern Kern des Mannes; Soldaten will man in der Armee haben.

Wir haben auch alte Soldaten; die preußische Landwehr, seligen Angedenkens, die Grenzerbataillone, die Kriegsreserven verschiedener deutschen Staaten hießen auch alte Soldaten; allein sie waren es nur der Jahrzahl nach, nicht nach dem Maßstabe gefestigter soldatischer Eigenschaften. Im Gegentheil. Entwöhnung militärischer Zucht und Sitte, Sehnsucht nach Frau und Kind — wer wäre heiteren Sinnes, weiß er die Seinen darben? — sind im Stande, manche andere gute Eigenschaft zum Erliegen zu bringen.

Unsere Armeeen bestehen blos aus Rekruten, zumal wenn wir mit veranschlagen, daß die Neigung nach dem Daheim bei uns ganz andere Wurzeln hat, als bei den Franzosen, und schon deßhalb können wir keine soldatische Denkweise von ihnen verlangen.

Wenn aber der Soldat wirklich im Regimente seine zweite Heimath wiederfinden soll, wenn Erscheinungen rührendster Anhänglichkeit seitens uralter Greise an ihre alte Truppe auch in Zukunft wiederkehren sollen, so muß der Soldat auch in seiner Truppe etwas finden, was seine persönlichen Neigungen fesselt. Die Pflicht reicht nicht aus. Es gibt hierzu nur Ein Mittel, den Ehrgeiz.

Ich habe Menschen achtungswerthester Art gekannt, denen der Ehrgeiz selbst in seinen besseren Formen ein hassenswerthes Ding war. Es mag wahr sein, daß auf den Regungen des Ehrgeizes die Verantwortung für unsägliches Unheil ruht; allein, wenn wir wahr sein wollen, können wir doch nicht die Beispiele hierfür aus der Geschichte germanischer Stämme vorwiegend entnehmen; bei uns ist der Ehrgeiz nur selten ein rücksichtsloser und wie die germanische Natur allein begreift, daß die Ehre etwas Inneres ist, so findet sich auch fast nur bei ihr die Berechtigung des Beiwortes edel für Ehrgeiz.

Es ist meine feste Ueberzeugung, wir brauchen den Ehrgeiz nicht zu fürchten; die häßlichen und widerwärtigen Er=

scheinungen, die der französische Ehrgeiz bei politischen Krisen in so vielen französischen Truppenabtheilungen hervortreten ließ, sie würden bei uns schon durch die Gefühle der Ehre und Treue besiegt werden, deren Pflege ja durch die des Ehrgeizes nicht ausgeschlossen ist.

Man gebe also dem Soldaten das Bewußtsein, daß auch er in seiner Patrontasche den Marschallsstab tragen könne, und zeige ihm als Etappen zu diesem freilich etwas entfernten Punkte **Zwischenposten, die sein Verlangen erregen.** Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß die Art und Weise, wie in Deutschland die Unteroffiziere für ihre Gegenwart und ihre Zukunft gestellt sind, nicht darnach angethan ist, eine lebhafte Sehnsucht hervorzurufen, namentlich da nicht, wo dem Gemeinen der Urlaub und die Heimath winken, dem erzwungenen Unteroffiziere aber ein ermüdender Dienst ohne jeglichen Wirkungskreis für Thatkraft und eigenes Streben verbleibt. Der Gemeine bleibt also lieber Gemeiner, das ist der Tod des Ehrgeizes.

Unser Zeitalter ist aber ein materielles — ich werde noch öfter darauf zurückkommen — und neben allen möglichen Anregungen will der Mensch doch auch satt werden. Man wolle nicht vergessen, daß in der Lebensmittelfrage vor 20 Jahren die tägliche Löhnung von 6 Kreuzern resp. 19 Pfennigen viel mehr war, als die jetzige von 7 Kreuzern oder zwei Silbergroschen, und daß sonach, wenn man auf die Löhnung noch dienstliche Bedürfnisse anweisen will, man nicht verlangen darf, daß sich der Soldat von ihr noch einen Theil seiner Lebensmittel kaufe. Man sollte den Soldaten wirklich verpflegen, d. h. von früh bis Abends satt machen, ohne Luxus, ohne Ueberfluß, aber nach weisem System, so daß er Kräfte habe, ohne fleischig zu sein.

Der Unteroffizier ist in allen deutschen Armeen, selbst in der preußischen und österreichischen, die ihm noch manche Vorzüge bieten, in einer wenig befriedigenden Stellung, und wahrlich, man braucht nicht tief hinein zu sehen, um die Klage zu begreifen: unsere Unteroffiziere werden immer schlechter. —

Der Unteroffizier hat keinerlei selbstständigen Wirkungs-

kreis, folglich auch keine innere Befriedigung an seiner Arbeit; die Mehrzahl seiner Geschäfte hängt mit dem Kerne seines Berufes, eine Anzahl Männer zu tüchtigen Soldaten heranzubilden und dann auch an ihrer Spitze zu stehen, nur ziemlich lose zusammen; vielfach, namentlich beim Beurlaubungssystem, wird er unter seiner Stellung beschäftigt und verwendet, und trägt in allen Fällen ein bedeutendes Theil der Lasten des Standes. Dabei ist er nur sehr mager bezahlt, immer noch nach dem Prinzipe, daß ja die Konscription den Mann liefert, man ihn also nicht nach seinem Werthe zu halten braucht, und wenn die Stellvertretungsgelder und die Aussicht auf Civilanstellung auch Manchen zur neuen Kapitulation veranlassen, so beweist immer die Folge, daß nicht der Dienst ihn gefesselt, sondern die Aussicht auf die Zukunft, daß keine Neigung zum Stande in ihm erzeugt worden.

Meiner Ansicht nach ist es hauptsächlich hier, wo der Mangel des Ehrgeizes recht fühlbar wird. Der Unteroffizier hat kein Ziel, das er erstreben möge, woher soll da der Ehrgeiz kommen?

Ich denke, daß wenn auch die Mehrzahl der Unteroffiziere in ihrem bisherigen Verhältniß belassen werden könne, indem die allgemein zu verbessernde Lage des Soldaten auf sie mit zurückwirkt, doch einige derselben so zu stellen sind in Ansehen und Bezahlung, daß diese Posten an und für sich wünschenswerthe seien, daß man hoffen dürfe, sie längere Zeit darin zu erhalten und nicht wegen eines vakanten Portier- oder Landfrohn-Postens zu verlieren. Ich würde es nur in der Ordnung finden, wenn gewisse, schon bessere Kategorieen der Civilstaatsdienerschaft lediglich von da aus ergänzt würden, so daß diese Leute auch da wiederum ein wünschenswerthes Ziel für einen berechtigten Ehrgeiz und ihre alten Tage in erreichbarer Ferne sähen.

Auch würde ich ihnen die Offizierskarrière nicht verschließen; ich würde es aber nicht als ein zufälliges Leuchten des Glückssternes, als eine Maaßregel erscheinen lassen, die nur durch einen auf keine andere Weise zu beseitigenden Druck erzeugt worden, sondern als eine schon schwer zu erklimmende

Staffel auf der Leiter zum Marschallsstabe; nur zwei Wege würde ich statuiren; entweder die Auszeichnung vor dem Feinde oder das Absolviren des Offiziersexamens; in beiden Fällen würde ich als moralische Zensur die Zustimmung des betreffenden Offiziercorps für erforderlich halten.

Ueber die Stellung und Verwendung dieser höheren Unteroffiziercharge werde ich mich näher aussprechen, wenn ich erst bei den Offizieren Einiges abgehandelt haben werde, was vorausgehen muß, um den Faden des Zusammenhanges zu behalten.

Die Offiziere.

Ich stehe nicht an, auch öffentlich auszusprechen, daß ich die Offiziere für eines der wichtigsten Glieder der modernen Staatsordnung halte. Im Kriege sind sie jedenfalls Kopf und meist auch Herz des handelnden Körpers; ihren Kenntnissen, ihrem savoir faire sind die wichtigsten Funktionen anvertraut, die ihnen im gewöhnlichen Leben oft fern genug liegen; sie sind die Träger und Erzeuger aller geistigen Elemente und moralischen Potenzen der Armeen, auf ihren Schultern ruhen die Macht und die Selbstständigkeit der Staaten und damit ein guter Theil vom Glücke wie vom Ruhme der Völker. Aus ihrer Mitte gehen die Führer der größeren Körper, die Generale hervor, deren Name schon genugsam anzeigt, wie weit umfassend ihr Standpunkt sein muß, gehen die Feldherren hervor, von denen man ohne Uebertreibung sagen mag, daß kein gewöhnlicher Sterblicher sie zu fassen vermöge, weil sie in höchster Vollendung in sich vereinigen müssen, was, wenn es vereinzelt vorhanden, schon unsere Bewunderung erregt. Der General muß Mensch sein und Politiker, Soldat sein und Staatsmann im höchsten Sinne des Wortes, und während sein Auge aus einzelnen, im fernen Nebel des Ungewissen auftauchenden Erscheinungen den Kern der Ereignisse rasch und sicher erfaßt, muß er es verstehen, auch das Kleine zu beachten und dessen stille, aber mächtige Agentien leiten und zum großen Zwecke führen. Die Völker haben richtige Instinkte, und während sie

vielleicht milde und gerechte Regenten mehr geliebt, haben sie keinen ihrer Männer mehr geehrt und höher gehalten, als ihre Feldherren.

Im Frieden aber ist der Offizier der Bildner des Heeres, des Repräsentanten von eines Staates Macht und Kraft; der Bewahrer von Gesetz und Ordnung, der Schirmherr aller bürgerlichen Tugenden gegen die stets gährenden Leidenschaften der Auswurfstoffe des modernen Völkerlebens, die Stütze der Throne und damit des friedlichen Glückes der Völker, der Möglichkeit ruhigen und gesicherten Erwerbes.

Und nun, meine Freunde, wenn Ihr meine Worte gelesen, wenn Ihr sagen müßt, Ihr seiet mit Allem oder mit fast Allem völlig einverstanden, was ich gesagt über die Wichtigkeit dieses Berufes — nun sehet Euch das Holz an, aus dem der Stand geschnitzt werden soll, und die Art und Weise, wie das Holz behandelt und bearbeitet wird.

Wer von unsern jungen Leuten sucht dermalen den Offizierstand als Lebensberuf auf? Ist es nach Tradition, Geist und Bildung die Elite unserer Jugend? — Wer mag mit Ja antworten? Früher als der Adel das Privilegium eines großen Theiles der Offizierstellen besaß, mag die Ausbildung, die wissenschaftliche Tendenz allerdings niedriger gestanden haben, als jetzt; allein es kam wenigstens in die Armee, was der Adel an Geist, an natürlichem Verstande, an Mutterwitz besaß, und wenn wir die Armee Friedrichs des Großen herausgreifen, so müssen wir zugeben, daß sie auf und vielleicht über dem Niveau ihrer Zeit stand, daß sie deren Anforderungen erfüllte und in allen Fällen ihre Schuldigkeit so that, daß ihr Kriegsherr mit ihrer Hilfe den Großstaat Preußen begründen konnte. Daß diese Armee später degenerirte, war nicht Folge dieser Einrichtung, sondern des gesammten starr gewordenen Staatsorganismus. Jetzt ist nach manchem Rütteln die Offizierskarrière allen Leuten von leidlicher Erziehung und leidlichem Vermögen geöffnet; man hätte denken können, es werde sich nun ein bemerkbares Drängen der Intelligenzen nach dem Waffenhandwerke geltend machen, aber es ist umgekehrt geworden und Adel wie Bürgerstand benutzen den Offiziers-

stand so wenig wie möglich. Es ist so weit gekommen, daß in Preußen, wo aus verschiedenen, weise berechneten Gründen und damit zusammenhängenden günstig kombinirten Umständen, der Offizierstand noch ein verhältnißmäßig gesuchter Lebensberuf ist und mindestens der Nachwuchs ihm erhalten bleibt, daß selbst dort vielfach ein Mangel fühlbar wird und manche Lücken nicht besetzt werden können oder mangelhaft besetzt worden sind; in Oesterreich hat man zu massenhaften Ernennungeu der Unteroffiziere vor bewiesener Auszeichnung auf dem Schlachtfelde greifen müssen und in anderen Staaten reduzirte man, um die weiten Lücken zu füllen, die Anforderungen auf ein Minimum, von dem es zweifelhaft sein mag, ob es diesseits der Grenze des Zulässigen liegt, stellte Civilisten ohne jedwede militärwissenschaftliche Vorbildung massenhaft — wenn auch nur für den kommenden Feldzug — als Offiziersaspiranten an, beförderte Unteroffiziere ohne die Vorbedingung der wissenschaftlichen oder kriegerischen Auszeichnung und gelangte auf diese Weise allerdings zu einer Ausfüllung der Lücken — aber mit welchen Garantieen für die Zukunft, für die Leistungen dieser Offiziere außer Reih' und Glied, für die tausend Fälle des kriegerischen Lebens, wo die Blume der kriegerischen Intelligenz, der Coup d'oeil militaire, allein im Stande ist, Verlegenheiten zu gutem Ende zu führen?

Ich behaupte, daß wenn im ernsten Kriegsfalle, wenn es gilt, daß die Nation ihr Alles an ihre höchsten Güter setzt, das waffenfähige Volk sich freudig und vertrauend unter die Leitung der Offiziere stellen solle, es nothwendig sei, daß die Offiziere in aller und jeder Hinsicht an der Spitze des Volkes, in Wissenschaft eben so wie in Ehre und Treue über dem Niveau ihrer Zeit stehen, und ich halte es für eine dringende Pflicht jedes Einzelnen, so viel nur an ihm, dahin zu wirken, daß ein solcher Zustand wieder hergestellt werde.

Ich hoffe, daß die Ausnahmsmaßregeln, zu denen man in großer Ausdehnung gegriffen, keinen nachhaltigen Schaden stiften werden; allein die Zustände, welche zu solchen Schritten

drängten, verdienen Erörterung, damit die Ausnahme nicht in Permanenz komme.

Warum bleiben so weite Lücken in den Offizierkorps, woher rührt der Zug abwärts von diesem Stande, wie geht es zu, daß in allen andern Fächern Fülle, hier aber bitterer Mangel an geeignetem Ersatze ist?

Ein jeder Mensch, der einen Beruf ergreift, will etwas davon haben, will dafür bezahlt sein, mag nun die Bezahlung in hervorragender äußerer — gesellschaftlicher — Auszeichnung, oder in materiellen Gütern, Avancement oder Geld, bestehen. So lange jener preußische Diplomat Fähndrich werden konnte, weil er da mehr zur Geltung gelangte, als in seinem bisherigen Fache, begreift sich der Andrang aller jungen Leute von Familie und Geld zur Armee; sie fragten nicht nach dem Gehalte, sondern nach der Stellung. Die moderne Zeit hat solche Privilegien invellirt; mit dem Wegfall derselben sehen wir dieses Ersatzmaterial andere Sphären aufsuchen, und setzen wir zu seiner Ehre hinzu, daß es die ernsthafte und beschwerliche Vorbereitungszeit für dieselben keineswegs scheut. — Der Bürgerstand calculirt im Allgemeinen etwas realer und fragt mehr, ob der Sohn als Offizier zu leben habe und was für Aussichten sich ihm bieten; ist hierauf die Antwort keine günstige, so sendet er seine Söhne anders wohin und nur diejenigen mögen allenfalls in die Armee treten, deren Fähigkeiten gering oder deren Verlangen nach dem bunten Rocke größer ist, als der Bedarf an Gehalt. Es wäre kein Schade, wenn dieses Ersatzmaterial wegbliebe. — Es bleibt der Sohn des armen Offiziers, der in die Armee treten muß, weil die Familientradition und der magere Geldbeutel des Vaters, der keine theurere Erziehung bezahlen kann, ihn dazu zwingen. — Nur in vereinzelten Fällen kommen junge Leute von guter Familie, guten Anlagen und einigem Vermögen, von der Lust am Waffendienste bewogen, in die Militärschulen.

Nächst dem Mangel einer hervorragenden äußern Stellung haben die geradezu erbärmliche Bezahlung, die schlechten Avancementsaussichten und die sehr unzureichende Pensionirung die

Schuld an der Entstehung der Lücken; die Capazitäten sehen nichts Wünschenswerthes an dieser Karrière.

Und in der That, welche Verhältnisse erwarten den jungen Offizier ohne Vermögen? Zwanzig Jahre Dienstzeit als Subaltern mit einem Gehalte, der zu Anfang dieses Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre hinein vielleicht ausreichen mochte, der aber jetzt, wo nur allein seit einem Dezennium eine Preissteigerung von 30 und mehr Procenten in allen ersten Lebensbedürfnissen nachweislich, einfach zum Verhungern zu viel und zum Leben zu wenig ist. Ließe man sich auch gerne gefallen, daß die ersten fünf, sechs Jahre als Lehrjahre im höheren Sinne betrachtet und nur nothdürftig bezahlt würden, so verdient doch nachher der Offizier, der seine Stellung würdig ausfüllt, auch eine Bezahlung, die ihn über den Tagelöhner und Handarbeiter stellt. Aber selbst die eximirten Stellungen sind so gehalten, daß ein Offizier ohne Vermögen meist auf sie verzichten muß und wäre er noch so befähigt dazu. Er soll Pferde halten — wovon sie bezahlen? Er soll seine Pferde nicht schonen, wenn es darauf ankommt, — aber der Verlust Eines solchen Thieres stürzt ihn in eine Schuldenlast, die er nicht mehr übersehen kann, und wenn er auch Vorschüsse erhält, soll er sie von dem ohnehin unzureichenden Gehalte zurück erstatten? — Nach 25 bis 30jähriger Dienstzeit bringt es der Offizier zum Hauptmann erster Klasse, für die Mehrzahl der Abschluß ihrer Laufbahn. Früher war Das überall ein angenehmer, auskömmlicher Gehalt, der für manche Entbehrung entschädigte und manche kontrahirte Schuld abstoßen half. Jetzt ist davon nicht mehr die Rede und es bleibt nur die Möglichkeit leidlichen Auskommens als letztes Ziel des Lebensberufes. Wer aber höher steigt, verbessert sich nicht; die ungeheuren Preise der Pferde, die gesteigerten Kosten der zwar nicht offiziell verlangten, von den Ständen mehrfach verbotenen, aber für jeden Commandeur nothwendigen Repräsentation, sind gar wohl geeignet, neben dem Mehrbetrage des Gehaltes auch einen etwaigen Vermögensrest zu konsumiren und eine Schuldenlast an dessen Stelle zu setzen, die um so schwieriger drücken muß, als keine Aussicht auf deren Tilgung vorhanden ist.

Für den Lebensabend winkt aber eine Pensionirung, die so gering ist, daß es vorgekommen, wie Obersten auf die Beförderung zum General verzichtet, um die Wohlthat des alten Pensionsgesetzes weiter zu genießen. Ein pensionirter Hauptmann wird aber wieder ein Hungerleider, wie er es in seiner Jugend war.

Wenn Dieses die Realitäten des Standes sind, wer, der nach Realem sieht, wird ihn wählen? Und welcher Vater, der ein Herz zu seinem Sohne, aber kein Vermögen hat, wird ihm einen Stand wählen, der für seinen Ehrgeiz keine Ziele, für seine Talente keinen Spielraum, für seinen Magen keine Befriedigung gewährt? — Ich ehre und achte und liebe meinen Stand gewiß so gut und vielleicht mehr als Viele, allein ich hasse die Selbsttäuschung, die blind für die Schattenseiten sein will und sich wie Anderen einreden möchte, die schönen und edlen Tugenden des Soldaten könnten ohne materielle Pflege sprossen, wachsen und gedeihen.

Es gibt aber nicht blos materiellen, es gibt auch geistigen Druck. Wer etwas Tüchtiges gelernt hat und auch Tüchtiges leistet, sehnt sich nach entsprechendem Wirkungskreise. Dem Subalternoffizier fehlt ein solcher, und das heißt so viel, als er muß bis zum vierzigsten Jahre, besten Falls bis zum fünfunddreißigsten, auf eine selbstständige und schaffende Berufsthätigkeit verzichten; er ist Rad in der Maschine. Schon hier werden viele Charaktere Schiffbruch leiden, denn stets und immer wieder nur Resignation — heißt matt, vielleicht gar stumpf werden. Dann dauert es immerhin zehn Jahre, ehe der weiter Befähigte zum Stabsoffizier vorrückt; der Hauptmann ist zwar ein Wirkungskreis; bei der Infanterie aber und wo das Beurlaubungssystem herrscht, ist es doch ein sehr eng begrenzter und es werden wieder mindestens diejenigen Charaktere Schiffbruch leiden, die in ihrer subalternen Zeit leck geworden waren. Es erscheint mir keine Frage, daß der Mangel entsprechenden Wirkungskreises ein gewichtiger Grund mit ist, die Kapazitäten von uns fern zu halten.

Um nun aber die verschiedenen, besprochenen Uebelstände, nämlich:

die zu geringen Aussichten der Unteroffiziere,
die zu geringe Zahl an Subalternoffizieren,
den Mangel an Zudrang zum Offizierstande,
die allzugeringe Bezahlung der Offiziere,
das schlechte Avancement der Offiziere

in ihrer Gesammtheit so wegzuschaffen, daß ein gesunder und frischer Zustand erstehe, erscheint mir eine durchgreifende Reform nothwendig und ich will einige Grundzüge derselben hier niederlegen. Wer mit mir, bei Lust und Liebe zum Waffendienste, den Druck fühlt, den die allgemeinen Verhältnisse auf ihn gewälzt, der wird mir gerne folgen, wenn er auch in einzelnen oder mehreren Stücken anderer Meinung sein sollte.

Einige Vorbemerkungen seien mir noch gestattet.

Ich habe nicht nöthig, darzulegen, was unter der Genossenschaft des Offiziercorps zu verstehen. Ich will aber für den nicht militärischen Leser erwähnen, daß im Offiziercorps ganz vorzugsweise alle die moralischen Elemente ruhen, durch die der Einzelne stark und das Ganze mächtig ist; nichts spricht mehr für den Werth dieses moralischen Gesammtbandes, als der Eifer, mit welchem es von den Demokraten aller Länder angefeindet wurde und wird. Jedwede Einrichtung, welche durch eine ungleichartige Zusammensetzung der Offiziercorps dieses Band durchschneidet, ist schon deshalb zu verwerfen. Von dem Zeitpunkte an, als die französischen Regimenter keine Offiziercorps mehr hatten, trat die äußere Ehre an die Stelle der inneren und die Treue ging verloren; Napoleon III. sucht, in weiser Erkenntniß dessen, sich wenigstens bei den Garden wieder ein Offiziercorps zu formiren.

Ich bin fern davon, Privilegien für den Offizierstand zu verlangen; die Sache ist nicht zeitgemäß, und meiner Ansicht nach ist dieser Ausspruch, wenn er wirklich begründet, hinreichend, selbst eine sonst gute Sache in ihrer Wirksamkeit zu schwächen, ja mitunter zu vernichten, sie also zu beseitigen. Ich schwimme deshalb noch lange nicht mit jedem Wellenschlage der sogenannten öffentlichen Meinung, die eigentlich nichts ist, als die Ansicht einiger, auch noch oft genug käuflicher, häufig befangener Journalisten und Zeitungs-

schreiber, denen eine gedankenlose Menge nachschreit; aber ich meine, eine wirkliche öffentliche Meinung verdiene Beachtung.

Nothwendige Grundlagen sind aber keine Privilegien, und als nothwendige Grundlagen für den Offizierstand sehe ich an: Erziehung und Bildung. Wer die nöthige Bildung nachweist — im Gesammtsinne des Wortes — und wer sich als wohlerzogener Mensch benimmt, gleichviel ob er in seiner Jugend oder etwas später erst die Wohlthat der Erziehung genossen, ist berechtigt zum Eintritt. Ueber diese beiden Grundlagen entscheiden die Prüfungen, die Erziehungs- und Bildungsanstalten, die Offiziercorps; gegen deren Ausfall oder Gutachten kann Keiner Offizier werden.

Militärische Tüchtigkeit, d. h. Auszeichnung vor dem Feinde ist Etwas, das von dem Offizier verlangt wird; leistet ein Unteroffizier wirklich Ausgezeichnetes und erkennt sein Offiziercorps ihn auch nach Leben und Gesinnung für würdig, Offizier zu werden, so sind obige Grundlagen erfüllt, denn die Leistung steht über ihrer Grundlage, der Bildung.

Ich schließe also dem Unteroffizier die Pforte zum weiteren Avancement nicht zu — im Gegentheil; aber so wenig ich einen guten Registrator zum Amtmann oder einen geschickten Barbier zum Arzte mache, blos weil er lange genug dient, so wenig kann ich einen Unteroffizier ohne Rücksicht auf Erziehung und Leistung befördern. Ich biete ihm Gelegenheit, reichliche und gute, er möge sie benutzen und sich bewähren und der Marschallsstab soll so gut vor ihm, wie vor jedem Anderen liegen.

Ich halte es für unbedingt nöthig, daß jeder Offizier seiner Bildung und Stellung entsprechend bezahlt werde. Der Offizierstand darf weder ein Privileg für den Reichen, noch eine Qual für den Armen sein; er muß seinen Mann nähren.

Nun zu den Ideen über Reform.

Wenn eine Schwadron, Batterie, Compagnie so mit Offizieren besetzt sein soll, wie die Führung derselben es verlangt, kommen auf 1 Commandanten 3, nach Befinden 4 Subalternoffiziere, die dann weder Wirkungskreis noch Avan-

cement haben. Wenn man aber von der Ansicht ausgeht, daß die rein dienstlichen Funktionen eines Subalternoffiziers ganz füglich von Unteroffizieren versehen werden können, sobald diese nur dafür ausgebildet sind, so gewinnt man eine Mittelcharge, die ein zweckmäßiges Ziel des gewöhnlichen aber guten Ehrgeizes für den Unteroffizier und ein Uebergangsziel für einen weiter streifenden Ehrgeiz Einzelner sein kann. Gibt man ihr den Gehalt, den jetzt die Lieutenants haben, und die Nebengebührnisse der Mannschaften, so sind sie, bei dem Wegfall allen Repräsentationsaufwandes, denn sie sind eben Unteroffiziere, auch reichlich genug bezahlt, um sich wohl befinden zu können. Sie haben auch einen ziemlich umfassenden Wirkungskreis und sehen den Erfolg ihrer Thätigkeit in der Erziehung und Ausbildung der Mannschaften.

Solcher Unteroffiziere würde ich vorschlagen, bei jeder Abtheilung so viele zu haben, als dermalen Züge mit Offizieren besetzt sind, also 2 bis 3. Man würde dann bei den genannten Abtheilungen nur 1 Commandanten und 1 Offizier brauchen, sowie zur Reserve, zur Verwendung außer der Linie noch ½, also pr. Reiterregiment oder Bataillon 2c. 2.

Die Subalternoffiziere sind dann, was ihr Name besagt, Lieutenants, Stellvertreter des Commandanten, haben als solche einen trefflichen Wirkungskreis, gutes Avancement und können entsprechend bezahlt werden, ohne der Staatskasse unnöthige Lasten aufzulegen, nämlich der Lieutenant 40, der Oberlieutenant 70 fl. (p. p. 25 und 40 Rthl.) excl. der üblichen Servicegelder. — Die Adjutanten 2c. reiten nur Dienstpferde oder erhalten die Kosten für die Remontirung ratenweise ausgezahlt, ebenso die Offiziere der berittenen Waffen.

Die Hauptleute 2c., von denen wir, wie wohl allgemein üblich, die Hälfte in der zweiten, die Hälfte in der ersten Klasse annehmen, sind mit ihrem Gehalte so zu setzen, wie sie waren, ehe die jetzige Entwerthung des Geldes sie heruntebrachte. Ich sehe eine Erhöhung von 30 pCt. als einen Verhältnißsatz an, der der Gerechtigkeit allenfalls entspricht.

Ebenso soll man mit allen höheren Chargen verfahren, und sich vor den Kosten nicht fürchten; ein Landgut, daß vor

30 Jahren 1000 fl. rentirte, gibt jetzt mindestens 2000, kann also auch ganz füglich die doppelten Steuern zahlen. Ich sehe nicht ein, warum der Staatsdiener durch das Wohlbefinden anderer Stände zum Hungerleider werden soll; laßt Euch nur den alten guten Kern der Militär- und Civilstaatsdienerschaft abgehen und ein Proletariat an dessen Stelle treten, Ihr werdet schon sehen, wie weit Ihr damit kommt! Ist es nicht himmelschreiend, daß man in einer deutschen Kammer eine Preissteigerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse um 30 und mehr Prozente unwiderleglich nachwies und darauf eine Gehaltserhöhung von 8 Prozent — sage acht Prozent — gründete!!

Wenn man auf diese Weise die Stellung des Offiziers materiell gesichert und seinen Gehalt mit derselben, wie mit der Zeit in Einklang gebracht hat, wenn man von seinem Wirkungskreise losgetrennt hat, was in der That von minderen Kräften versorgt werden kann, dagegen ihm ein Feld für seine Thätigkeit zugewiesen hat, das im Stande ist, eines Mannes Herz und Geist zu befriedigen, dann kann man auch wieder Anforderungen erheben, wie sie zum Wohle der Staaten an die Führer der Armeeen gestellt werden müssen. Wenn man den Intelligenzen Raum bietet und Gelegenheit zum Leben, kann man auch wieder auf deren Zuströmen rechnen. Die Militärschulen können dann Musteranstalten sein, nämlich in Bezug auf die Leistungen der Schüler. Die strengsten Anforderungen müssen vollständig erfüllt werden. Geht mit der wissenschaftlichen Vorzüglichkeit eine umsichtige soldatische Erziehung Hand in Hand, so kann es ja doch nicht ausbleiben, daß ein Stoff in die Offiziercorps kommt, der eben so sehr durch Charakter, wie durch Leistungsfähigkeit sich auszeichnet, eine Elite der Jugend, die wahrhaft an der Spitze der Nation steht!

Um aber den höheren Unteroffizieren auch der That nach den Offizierstand zu öffnen und zwar ohne etwaigen Nachtheil für die allseitige Leistungskraft der Offiziercorps, würde ich ihnen bei der Truppe einen Unterricht zu Theil werden lassen, der sie zum Eintritt in eine der höheren Klassen der Militärschule befähigt; dort erwerben sie, was

ihnen noch fehlt, und auch in geselliger Hinsicht dort taktvoll geleitet, werden sie bei der Befriedigung eines dem Ganzen sehr nützlichen Ehrgeizes sich gewiß würdig in die Offiziercorps einreihen. — Daß im Felde die kriegerische Leistung an Stelle der wissenschaftlichen Bildung tritt, habe ich schon erwähnt; der Ehrgeiz, der in Männern wohnt, die aus eigener Kraft sich heraufarbeiteten, wird ihnen auch helfen, die Lücken ihrer Bildung auszufüllen, sobald sich Zeit dazu findet.

Während auf diese Weise ein Zufluß erlangt wird, der menschlichen Voraussetzungen nach allen, auch den höchsten Ansprüchen genügen muß, bleibt es noch ein schwieriges Kapitel, das Weiterströmen dieses Zuflusses, d. h. das Avancement und den Abfluß, in ersprießlicher Weise zu regeln.

Die Hauptschwierigkeit liegt darin, der Thätigkeit, dem strebenden und kräftigen Ehrgeize, der hervorragenden Bildung eine Belohnung zu Theil werden zu lassen, während man doch darin noch keine volle Garantie größerer kriegerischer Leistungsfähigkeit erblicken kann. Während das Avancement nach der Anciennetät gleichbedeutend ist mit einem geistigen Drucke, der jede hervorragende Leistung indirekt verbietet, weil er sie nutzlos macht, der die Mittelmäßigkeit zur Norm erhebt und das Talent, die Schwungkraft ertödtet, klebt an dem Avancement außer der Reihe der häßliche Schatten des Nepotismus, der die Charaktere verdirbt und die Herzen vergiftet. Glücklicher Weise erspart die Zeit uns die Wahl; wir müssen hindurch, der Anciennetät ist der Stab gebrochen und unsere Sache ist es, nun auch die Scylla zu vermeiden. Ich bin zu folgenden Resultaten gekommen:

Jede Beförderung außer der Reihe muß sich auf bestimmte Leistungen stützen; die allgemeine Ansicht, die gute Meinung der Vorgesetzten reicht nicht aus.

Als solche Leistungen gelten: die Erlangung einer höheren kriegswissenschaftlichen Ausbildung, das Absolviren eines Kurses auf der Kriegsakademie — wie man jetzt sagt — mit bester Note. Ferner eine hervorragende praktische Brauchbarkeit; nicht etwa blos Dienstroutine, die an jedem außergewöhnlichen Ereignisse Schiffbruch leidet

und nur auf dem Exerzierplatze glänzt, sondern eine vielseitige Verwendbarkeit in den militärischen Dienstzweigen, wobei natürlich das „Praktische", d. h. die Truppenführung und Truppenverwendung besonders in Obacht zu nehmen sind, als Gegensatz zu den wissenschaftlichen Leistungen.

Nur die Vereinigung beider Qualitäten gibt im Frieden ein Anrecht auf Avancement außer der Reihe.

Im Kriege entscheidet, nöthigenfalls erstere beiden Anwartschaftsgründe überragend, die Auszeichnung vor dem Feinde. Doch wird man hier wohl unterscheiden müssen zwischen reiner Tapferkeit, (kerniger, belohnenswerther Bulldoggnatur) und jener intelligenten Tapferkeit, welche unbeirrt durch die Gefahren und unter dem Drucke der eigenen Verantwortlichkeit mehr leistet, als die gemeine Pflicht erfordert, Ausgezeichnetes vollbringt. Nur solche intelligente Tapferkeit wäre vorzuziehen. Je mehr man aber in einem Offizierkorps auf allgemeine Leistungsfähigkeit hält, desto mehr wird man sich hüten müssen, durch ein sehr ausgedehntes Avancement außer der Reihe Kräfte ernstlich zu benachtheiligen, die immer schon über dem Alltäglichen stehen und nur nicht bis zum Ausgezeichneten vorgedrungen sind. Ich bin also der Meinung, daß die Zahl der Avancements außer der Reihe eine begrenzte sei, ja daß selbst der Krieg nicht im Stande sein dürfe, Den um dieses Recht zu bringen, der eben nicht das Glück gehabt, Gelegenheit zur Auszeichnung zu finden. Wenn die Zahl in den unteren Chargen bis zu und mit dem Hauptmann, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{6}$, zum Stabsoffizier $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ beträgt, so scheinen mir für einen soliden nnd rechtschaffenen Ehrgeiz genügende Ziele und für die Anciennetät genügende Rechte gewahrt zu sein.

Dem Nepotismus würde gesteuert, wenn die wissenschaftlichen Prüfungen durch Commissionen, die praktischen Prüfungen aber durch commissarische Inspectionen, bez. nach eingehenden Beobachtungen der Betreffenden und Besprechungen mit den Commandeuren stattfinden und der Ausspruch der Commission eine bindende Kraft hat. Hiernächst sei nur erwähnt, wie ja allüberall es viel weniger auf die Trefflichkeit der Gesetze, als auf die Ehrlichkeit in deren Handhabung an-

kommt, und wie ein streng gerechtes Obercommando mit diesen oder ähnlichen einfachen Mitteln gewiß das Gift der ungerechten Bevorzugung unterdrücken wird.

In der französischen Armee herrscht ein ähnliches Beförderungssystem; es ruht aber dort auf der sehr verschiedenen Grundlage des zwiespältigen Offiziercorps, das, meiner Meinung nach, unsern Bedürfnissen durchaus nicht entspricht; dem dortigen Troupier gegenüber kann man allerdings einfacher verfahren und das Avancement außer der Reihe, das hier so leicht verletzend und deprimirend wirkt, zu einem alltäglichen Dinge machen. Bei uns gilt es, die Stagnation wegzuschaffen, die Einheitlichkeit des Offiziercorps aber zu wahren.

Eine besonders günstige Gelegenheit zum Avancement außer der Reihe bieten die Stäbe, namentlich das Corps des Generalstabes. Ich würde schon die Erlangung der einfachsten Adjutantur an das erfolgreiche Absolviren der Kriegsakademie knüpfen, die ausgezeichnetsten unter den Adjutanten zum Generalstabe ziehen, ihre Brauchbarkeit weiter prüfen und hier außer der Tour zum Hauptmann ernennen, worauf sie allezeit wieder ein Commando zu übernehmen hätten. Bewähren sie sich, so rücken sie in die höheren Stäbe, den Generalstab 2c. können, nach Befinden abermals außer der Tour, ein Bataillons- 2c. Commando erhalten. Es fällt hierbei die Unannehmlichkeit allzunaher Berührung zwischen Beförderten und Uebergangenen weg.

Die Grundlage eines jeden zweckmäßigen Avancements ist aber ein gesun der Abflußder unbrauchbar oder minder brauchbar gewordenen Glieder des Ganzen. Es handelt sich hier nicht um Tod und Invalidität, sondern besonders um diejenigen Persönlichkeiten, die an der Grenze ihrer Stufenleiter angekommen sind, und bei denen es sich fragt, ob ihr ferneres Verbleiben nicht einen gewissen, wenn auch an sich kleinen Schaden stifte; denn Uebergangene, definitiv Uebergangene sind die natürlichen Repräsentanten des Trägheitselementes, die Vertreter des Nichtsthuns oder Gehenlassens, und wo sie in größerer Zahl erscheinen, wird auch der kleine Schaden groß. Man kann sie

innerhalb sehr enger Grenzen wohl dulden, wenn sie aber weiter greifen, muß eine Amputation dieser Glieder eintreten.

Ich sehe nun gar nicht ein, warum man so viele Branchen des Civildienstes den Offizieren verschlossen hat. Daß man dort nicht geneigt ist, uns die Last der Unfähigen ꝛc. abzunehmen, begreift sich; warum man aber z. B. einen Hauptmann nicht nimmt, der bei großer Zuverlässigkeit und guten geistigen Gaben, das Seinige ordentlich gelernt habend, nur der nöthigen raschen Entschlossenheit ermangelt, und sich deshalb gar nicht zum Stabsoffizier, wohl aber sehr gut zu einem Kassa- oder Finanz-Beamten auch höheren Ranges eignet, fasse ich nicht. Die Manie der „juristischen Qualification" ist aber unsern Civilbranchen so in die Köpfe gefahren, daß es eigentlich verwundersam ist, wie man diese „juristische Qualification" bislang den Gensd'armen erlassen konnte, die sie in der That mehr zu ihrem Dienste brauchen, als ein Zolleinnehmer, sintemal ein Gensd'arm von Gesetz und Recht gar mancherlei wissen muß, vom Zolltarif und der Waarenkenntniß, mir aber im Corpus juris, das mich doch auch weidlich schwitzen machte, nichts aufgestoßen. Ich bin in der That der Meinung, daß bei dem Ministerium des Innern und der Finanzen eine solide Realbildung in vielen ihrer Branchen wünschenswerther sei, als die juristische Qualification, die gar viel dazu beiträgt, mit ihren Spitzfindigkeiten eine Schreiberherrschaft zu begründen, die dem Volke wenig dient. Die Oberlieutenants und Hauptleute werden dort eine ihrer Stellung angemessene Verwendung finden können; man möge gewisse Branchen ihnen eben statutarisch vorbehalten, um auch den Avancementsaussichten der Civilstaatsdiener nicht willkürlich zu nahe zu treten, und sich gegen Zuweisung wirklich ungeeigneter Subjecte vorsehen. Ich wette hundert gegen eins, der öffentliche Dienst und das Volk stehen sich dabei nicht schlechter, und was man von dem ungeeigneten Uebertragen militärischer Disciplin in das Civilverhältniß Nachtheiliges sagen will, dürfte zerfließen, wenn man erwägt, daß unsere Einrichtungen uns ja die besseren Kräfte der Jugend zuführen werden, also die Hauptsache, der gesunde Menschenverstand, auch bei uns verlangt wird, der Bildungs-

gang so ist, daß er beiden Fächern dienen kann, das wirklich Unfähige aber schon hier ausgeschieden wird. Und damit ich auch einmal eine wirkliche und wichtige Ersparniß vorbringe, will ich noch darauf hinweisen, welche Erleichterung durch solches Uebertreten den Pensionskassen erwachsen muß.

Zu den vielgeübten und dermalen sehr populären Anregungsmitteln gehören die Orden. Leider haben nur die eigentlichen Militär-Orden noch eine Geltung behalten, die ihrem Zwecke entspricht; die anderen Orden sind durch ihre Verwendung als anständige Andenken so in ihrem Ansehen gesunken, daß sie eben keinerlei weiteren Werth beanspruchen können. Man hat sich damit ein sehr gutes Element selbst aus den Händen gegeben, und darf wohl sagen, was man an der Masse der befriedigten Eitelkeit gewonnen, habe man an der Qualität des Zugmittels eingebüßt — die Eitelkeit ist an die Stelle des Ehrgeizes getreten.

Wenn ein deutscher Minister sich nicht gescheut hat, öffentlich und an offizieller Stelle zu erklären: man möge nur das Ordensbudget genehmigen, denn es erspare jetzt ein Orden die sonst üblicheren materiellen Anerkennungen, so darf es freilich nicht Wunder nehmen, wenn Ordensverleihungen als Ersparnisse angesehen und häufig nur demgemäß geachtet werden.

Es würde, meiner Ansicht nach, sehr im Interesse der Throne liegen, hier zu der guten alten Praxis zurückzukehren, und jeden Orden nur als Orden zu verwenden.

Unser Zeitalter ist ein materielles und die Strömung in dieser Richtung so stark, daß es kaum klug genannt werden darf, sie unbeachtet zu lassen. Materielle Anerkennungen, d. h. Geld in Form von Zulagen, Gratificationen, Pensionen, Rentenverleihungen, Dotationen, sind, ich verhehle es mir nicht, ein Hebel zweifelhafter Natur, und es läßt sich darüber streiten, ob sie zu den moralischen oder unmoralischen Mitteln gezählt werden sollen. Ich bin darüber lange Jahre mit mir selbst im Zweifel gewesen; mein Gefühl hat sich gegen die Geldbelohnungen als System aufgelehnt; ich habe in ihnen das Grab gar mancher echt militärischen Tugend gefunden und gemeint, daß die uneigennützige Pflichttreue, die Hingebung und Opfer-

freudigkeit, ja zum Theil auch die reine edle Vaterlandsliebe dann in gemeiner Habsucht untergehen müßten; ich habe mich gefürchtet, daß der Geldprotze bei dem Soldaten zu Ehre und Ansehen käme, was in meinen Augen etwa gleichbedeutend mit dem Ruin der Armee wäre. — Nach und nach, mit den zunehmenden Jahren, als das Blut ruhiger, das Auge unbefangener, die Erfahrung reicher, das Urtheil nüchterner wurde, hat sich diese Meinung wesentlich geändert. Ich lernte die Erfolge kennen, die man anderwärts mit diesem Mittel gewonnen und prüfte die Zustände, die es im Gefolge gehabt; ich fand abschreckende Beispiele, aber ich fand sie nicht als alleinige Erfolge dieses Mittels, sondern mehr als allgemeine Folge des Volkscharakters, der gänzlich ungehemmten Zeitströmung, der Abwesenheit aller veredelnden Momente. Ich fand aber auch große und in ihren Folgen wahrhaft unermeßliche Resultate; ich fand Zustände, die keineswegs meinen Befürchtungen entsprachen und die mir zeigten, daß allzu ideale Anschauungen vom Menschen und seinen Triebfedern in der Praxis zu geringen Resultaten führten, und daß es für den Staat besser sei, es werde das Ideale mit dem Realen derart componirt, daß Jedem sein Recht und seine Sphäre bliebe.

In der englischen Armee herrschen der materielle Sinn, die materielle Belohnung unbeschränkt; es existirt ihnen kein Gegengewicht. Ich mag die widerwärtigen Erscheinungen nicht vertheidigen, zu denen Dies geführt, allein man muß doch bekennen, daß die englische Armee sie seit verschiedenen Menschenaltern gezeigt, daß ihre kriegerischen Eigenschaften nicht entfernt darunter gelitten; obwohl es Zeit zur Einwirkung gehabt, und daß der unpartheiische Beobachter nicht umhin kann, einen guten Theil der gerühmten englischen Tapferkeit, einen guten Theil der Kühnheit der englischen Feldherren und den bei weitem größten Theil ihrer Eroberungen auf Rechnung der materiellen Vortheile zu setzen, die Truppen wie Feldherren bei ihren Großthaten fanden und noch finden.

Aus dem Sikh=Kriege erhielt jeder gemeine Soldat an 140 Pfd. St. für Beutegelder. Was würde England für

Feldherren gethan haben, die ihnen den Staat gerettet, wie es die österreichischen Feldherren 1848 und 1849 gethan? Seiner Familie auf Generationen hinaus die Sorge für die Existenz abnehmen, ist ein Hebel, dem man die edlere Grundlage unmöglich absprechen kann.

In der französischen Armee tritt uns die Habsucht und der gemeine Kern der romanischen Natur in all' ihrer häßlichen Nacktheit entgegen. Gott möge uns vor solchen Zuständen bewahren! Man muß aber doch sagen, daß die Habsucht den kriegerischen Eigenschaften nicht geschadet, und daß ihr System der Ordenspensionen, der raschen Beförderungen zu guten Gehalten, der Extrapensionen (Senatorengehalt) und Dotationen eine Thatkraft und eine Regsamkeit namentlich in ihren Generalen erzeugt hat, die auf schlechtem Grunde ruhen mögen, der Armee aber zum Siege ganz wesentlich mit verholfen haben. Der schrankenlose Ehrgeiz auf offener Bahn für die unteren Grade, die reiche Geldbelohnung für die oberen Grade sind Hebel, die sich zweckmäßig ergänzen.

Es hat aber auch in unserem Civildienste das System der Geldbelohnungen Boden gegriffen und daß es nur vortheilhaft wirkte und ich keinen Nachtheil gewahren konnte, Das hat, ich gestehe es, meine letzten Scrupel besiegt. Man pflegt pflichttreuen, eifrigen und erfolgreich wirkenden Beamten Gratificationen zu ertheilen; man hat dadurch Eifer und Lust am Dienste gesteigert, die Volkswohlfahrt dadurch erheblich gefördert und ich habe nicht gesehen, daß Ehre, Treue und Hingebung irgend wie und wo gelitten hätten; im Gegentheil, das gesteigerte Wohlbefinden förderte auch den edleren Kern, wie gute Kost in richtigem Maaße die Nerven stärkt und belebt.

Ich bin so nach und nach zu der Ansicht gelangt, daß Hand in Hand mit den Hebeln des Ehrgeizes, dem Avancement außer der Reihe und den Orden, auch der materielle Hebel der Geldbelohnung gehen müsse. Das Avancement kann man nicht stets gewähren, wird auch oft nicht passen; der Orden allein hat seinen Werth verloren — leider! — das Geld ist aber disponibler und hat jederzeit seinen Werth.

Ich würde die Orden insgesammt dotiren. Jede Ordens-

verleihung schließt eine Ordenspension auf Lebenszeit in sich; ich würde diese Pension auch nicht zu klein auswerfen; sie müßte einen mittleren Gehalt von 12 bis 1500 fl. schon fühlbar verbessern, also etwa 300 fl. betragen; entsprechend würde ich auch die Medaillen und Kleinkreuze ꝛc. bedenken. Wenn man mit den Orden sparsam umgeht, läßt sich die Ausgabe schon übersehen. In besonderen Fällen erbt die Ordenspension für eine bestimmte Zeitfrist auf Wittwe und Kinder fort, und wenn man die Zinsen nicht blos nach Geld berechnen will, wird dieser Aufwand gewiß dem Vaterlande seine Zinsen tragen.

Ich würde, von klein anfangend, ein System von Extra-Zulagen oder Lebensrenten einführen. Der Soldat, der Unteroffizier, der sich ausgezeichnet hat, ohne doch einen Orden erlangen zu können, weil dazu vielleicht noch Etwas fehlt, kann Gratificationen und Lebensrenten erhalten. Der Offizier, den man nicht befördern kann, aber unter gleichen Verhältnissen belohnen will, desgleichen; Erfindungen von allgemeinem Nutzen ꝛc. belohnen sich sehr gut mit Gewährung eines besonderen Nutzens. Truppenführer, die eine erfolgreiche Thätigkeit entwickelt, Feldherren, die Siege erfochten, Truppen, die wacker gestürmt, müssen nicht blos unfruchtbaren Ruhm erlangen, sondern auch reichliche und umfassende Belohnungen greifbarer Art finden. Namentlich vertrete ich den Satz, der in England unbedingte und weiteste Geltung hat, daß alle und jede Kriegsbeute in das Privateigenthum der Armee übergeht. Als 1796 Moreau gegen den Schwarzwald vordrang, war eine österreichische Batterie nicht zu delogiren; Moreau schenkte sie den stürmenden Truppen und — sie war gewonnen. — Girona war vergeblich bestürmt worden und eine neapolitanische Brigade nahm die Werke, weil ihr die Plünderung versprochen ward. — Der englische Soldat weiß, daß er auch in seinem Privatinteresse stürmt, und Das gibt recht fühlbaren Nachdruck. Alles eroberte Armee- und Staatseigenthum ist Kriegsbeute und gehört der Armee.

Noch einen Punkt möchte ich berühren, ehe ich dieses Kapitel schließe; es ist die Verheirathung. „Ihr seid alle

wie die Löwen und ich brauche solches Geschlecht" — hat Napoleon I. gesagt, als er seinen Generalen und Obersten Frauen aussuchte und für sie die Freiwerber machte. — Der Nachwuchs der Armee trägt schon vermöge seiner Erziehung und des häuslichen Beispiels eine Garantie militärischen Werthes in sich, die man nicht zu gering anschlagen darf; anderntheils aber lehrt eine tausendfältige Erfahrung, daß die Familie gar häufig, die darbende Familie fast stets ein Hemmniß für die freie Entfaltung kriegerischer Tugenden ist. — Durch weise Beschränkungen wird man sich die Vortheile der Sache sichern und die Nachtheile abzuhalten suchen müssen.

Den dienstpflichtigen Mannschaften ist unter keiner Bedingung die Verheirathung zu gestatten; wo bei Reserveleuten in Folge besonderer Verhältnisse dann und wann einmal eine Ausnahme gestattet werden mag, sind diese Leute in ein rückwärtigeres Aufgebot zu setzen.

Die häufigen Heirathgesuche der Unteroffiziere sind zumeist Folge von Einbürgerung; die Leute richten sich eben bürgerlich ein, wozu die Ehe gehört. Wären sie mehr Soldaten, hätten sie mehr Ehrgeiz und Höheres im Sinne, würden sie begreifen, daß solchem Streben die Ehe nur hinderlich ist. Ich würde die Ehe auf ein Minimum, etwa 2 pr. Schwadron ꝛc. setzen, und nur die fortdienenden Kapitulanten dafür zulassen. Wenn der Unteroffizier bei bescheidenen Lebenszielen, nach zwölfjähriger Dienstzeit in den Zivildienst übertritt, ist es noch reichlich Zeit für ihn, an eine Ehe zu denken; mit 32 Jahren hat er noch genug vor sich, und für Das, was der Staat gewährt, darf er dieses „Abwarten" wohl fordern.

Den höheren Unteroffizieren würde ich die Verehelichung ebenfalls nur in sehr beschränktem Verhältnisse gestatten. Einmal müßte er nachweisen, daß die Familie auch ohne ihn und seine Mithilfe sorgenfrei zu leben und mit Hilfe der — noch zu erwähnenden — Staatsanstalten die Erziehung der Kinder zu bewirken vermöchte; dann müßte er mit seiner Verheirathung auf das Avancement zum Offizier verzichten, ausgenommen alle die Fälle, wo es wegen seiner Verdienste vor dem Feinde

eintreten würde, oder wo seine Verheirathung den Bedingungen entspricht, die man an die der Offiziere zu stellen gewohnt ist.

Offiziere dürfen ebenfalls erst nach zwölfjähriger Dienstzeit sich verehelichen. Mit den Cautionen ꝛc. bin ich vollkommen einverstanden, nur würde ich betreffs des Umfanges derselben mich nicht auf einen fingirten Standpunkt stellen, sondern die wahre Wirklichkeit zu Grunde legen. Eine Beschränkung der Zahl halte ich nicht für sehr wesentlich; besser man sorgt dafür, daß eine Truppe nicht einbürgere, dann nimmt die Heiraths-lust von selbst ab.

Den Nachwuchs der Unteroffiziere würde ich durch Stipendien an die Armee zu fesseln suchen. Ich schätze die Vortheile der häuslichen Erziehung in körperlicher und moralischer Hinsicht wie auch in Gesinnung zu hoch, als daß ich möchte die Schablone von Knabenschulen an deren Stelle treten lassen. In Rußland ist man durch diese Probe durchgegangen und hat den Eltern ihre Kinder wieder gegeben. Durch Beihilfen zum Unterhalte und Schulgelde würde ich den Söhnen wie Töchtern eine gute Erziehung zuzuwenden streben; ich würde das auch auf die Kinder, wenigstens die Söhne der in den Zivildienst übergegangenen Unteroffiziere ausdehnen, und würde suchen, in ihnen die Lust zum Stande und damit den Kern des Ersatzes für die Unteroffiziercorps zu erzeugen. Jemehr die Masse der Armee in einem steten Zu- und Abfluß begriffen, je weniger in ihr stabile Elemente zu finden sind, desto nothwendiger ist die Herstellung eines ehrenfesten, gebildeten und strebsamen Unteroffiziercorps.

Auch für den Nachwuchs der Offiziere sind mir die Vorschulen ꝛc., wie sie z. B. in Preußen bestehen, nicht befriedigend. Auch hier schlage ich die Vortheile der häuslichen Erziehung höher an, als die Erleichterung, die dem Einzelnen damit werden soll — als ein schwacher Ersatz für den unangemessenen Gehalt und als eine Nachhilfe an der unzureichenden Caution. Man darf hier wohl mit in Obacht nehmen, daß jetzt allerorten, wo Garnisonen sind, Lehrer von hinreichender Qualität vorhanden, um Knaben bis zum 13. Jahre zu unterrichten. Dann freilich wird, bei dem so nothwendigen unstäten Leben

der Regimenter, ein fester Gang der Bildung nur außer dem Hause zu erreichen sein, und wenn da das Kadettenhaus eintritt, wird der Einzelne wie das Ganze seinen Nutzen davon haben. Auch hier würde ich die Begünstigungen, die dem Nachwuchse der Armee zu Theil werden, wenigstens in zweiter Linie auch auf den Nachwuchs Derer ausdehnen, die mit Ehren in der Armee gedient haben und in andere Dienstzweige übergetreten sind.

So, würde ich denken, kann der Soldat, wie der Offizier, sorgenlos ins Feld rücken und wenn der Tag der Trennung vorüber, kann er eben so frischen Muthes uud freien Herzens, als wäre er ledig, dem Feinde und dem Kampfe ins Angesicht schauen. Wie manche Thatkraft, wie manche schwungvolle Energie ward gelähmt, nicht durch die Sorge um das eigene Ich, aber durch die Sorge um Andere, um Weib und Kind, und wenn ich dieses Gefühl im Soldaten nicht brauchen kann, worüber kein Zweifel, so würde ich seine Grundlagen vermeiden, um gewiß nicht in die Lage zu kommen, es verurtheilen zu müssen.

V. Von den Uebungen.

Noch nie ist, so lange ich zurückdenken kann, eine große Herbstübung in Deutschland gewesen, ohne daß nicht in deren Gefolge eine Anzahl von Aufsätzen erschienen wäre, deren Zweck in einer Erörterung über das richtige Betreiben der Truppenübungen lag.

Verstärkter trat diese Erscheinung nach Feldzügen auf.

Erst in den letzteren Jahren war eine Art Stillestand eingetreten in der Literatur und es kamen nur noch vereinzelte Stimmen an's Licht; es schien, als sei sie es müde geworden, tauben Ohren zu predigen.

Wenn ich nun bemerke, daß ich zu jenen früheren Stimmen nicht gehört habe, so könnte es den Anschein gewinnen, als traue ich mir und meinen Worten eine größere Kraft zu, als jene geäußert; es ist aber nicht so, ich würde über dieses Thema geschwiegen haben, wenn nicht die verstärkte Gefahr, die in einer fehlerhaften Ausbildung jetzt liegt, mich zu der Ueberzeugung gebracht, daß Jeder nach seinen besten Kräften zur Abstellung vorhandener Mängel arbeiten müsse.

Um die Uebelstände, welche an der Ausbildung der deutschen Truppen haften, in ihrem Kerne deutlich und klar zu erblicken, sei uns ein kleiner Rückblick gestattet.

Vor dem Jahre 1848 hatte sich in Deutschland das System der gründlichen, individuellen Ausbildung, d. h. der Hebung der geistigen und körperlichen Kräfte des einzelnen Mannes, seiner Selbstständigmachung, seiner Vorbereitung zum eigenen zweckmäßigen Handeln im Sinne des Ganzen, des intelligenten Gehorsams — in der Art Geltung verschafft, daß es in mehreren Mittelstaaten unbedingt, und in Preußen wenigstens annäherungsweise, gemischt mit dem früheren System der mehr maschinenartigen Ausbildung, zur Anwendung kam. In Oesterreich konnte wohl Radetzky nicht völlig durchdringen, in dieser wie ja in so mancher anderen Richtung, und während er die Prinzipien des intelligenten Handelns im Sinne und zum Zwecke des Ganzen bei allen größeren Uebungen in Geltung setzte, blieb es mit der Mannschaft beim Alten; doch müssen wir bemerken, daß das „stramme" Exerziren in Oesterreich nie so in Gunst stand, wie in Preußen.

Die individuelle Ausbildung stand auf einer hohen Stufe. Wir könnten mehrere Staaten namhaft machen, in denen nahezu so viel erreicht war, als irgend zu erreichen steht, und in denen die Vollkommenheit erreicht worden wäre, wenn man mit den Präsenzen weiter gegangen, als bis zur Rekrutenausbildung. Der Mann wurde durchaus auf Grundlage der Gründe instruirt; er war sich des Zusammenhanges der Dinge bewußt, er zeigte bei den kleinen wie bei den großen Uebungen Verständniß und in zahllosen Beispielen selbstständigen zweckmäßigen Entschluß; der Offizier war der Leiter des kleineren oder größeren Ganzen, nicht der unentbehrliche Führer jedes Einzelnen. Der Mann war ferner im Gebrauche seiner Waffe geübt und zwar legte man damals einen sehr festen Accent auf die Stoßwaffe, so daß die Fertigkeit, die Uebung, die Zuversicht des einzelnen Mannes das Ziel war, dem man nachstrebte; er ward eben zum fertigen Fechter ausgebildet, weil man sich damals eine Nutzbarmachung der Individualitäten, und eine damit in Zusammenhang stehende erweiterte Anwendung der ausgedehnten Gefechtsordnung ohne allseitige Zuversicht in das Sichzuhelfenwissen

wie in den Waffengebrauch nicht denken konnte. Zu dem gleichen Zwecke ward das Turnen in hoher Vollendung geübt; man wollte ausgesprochener Maßen damit nicht blos eine körperliche Stärkung erzeugen, sondern die zum zerstreuten oder Einzelgefecht nöthige körperliche Gewandtheit, geistige Findigkeit und Regsamkeit steigern.

Man folgte dabei der Ueberzeugung, daß die vortrefflichen militärischen Eigenschaften des germanischen Stammes durch eine derartige Ueberwindung der gewöhnlich damit verbundenen Schwächen oder Mängel nur zu freierer Entwickelung, also größerer Geltung kommen könnten. Da man sich sagte, daß Ruhe und Festigkeit allein selten oder nie zum Siege führen, weil sie Eigenschaften der Defensive, erstrebte man den Nachdruck und die Umsicht, als die Grundlage der Offensive, des Weges zum Siege.

Schroff diesen Anschauungen wie dieser Praxis gegenüber stand das russische System mit seinen nicht unerheblichen Verzweigungen, die es nach Preußen hinein getrieben hatte. Das System in seiner Reinheit bezweckte, die ganze Armee, Generale wie Soldaten, in eine einzige Maschine zu verwandeln, deren unwandelbar sicheres Fungiren eine ebenso unfehlbare Garantie des Sieges in sich schließen sollte. Die Anhänger des Systems in Deutschland beriefen sich ferner, mit mehr Geschick als Richtigkeit, auf die Erfolge Wellingtons, dessen Armee auch nur Maschine in seiner Hand gewesen sein solle, dabei freilich übersehend, welchen Werth man in der englischen Armee auf die Kampftüchtigkeit und Kampflust des einzelnen Mannes legte.

Das Ringen beider Systeme, mit entschiedenem Erfolge für das erstere derselben seit Friedrich Wilhelm IV. auch in Preußen fortgesetzt, wurde durch die Kämpfe der Jahre 1848 und 1849 in die Wirklichkeit übergetragen. Während aber alle Erfolge auf allen Kampfplätzen für das System der individuellen Ausbildung sprachen und man vollen Grund gehabt hätte, aus ihnen auf den endlichen und durchgreifenden Sieg dieses Systems zu hoffen, trat ein Rückschlag ein, der durch und durch befremdend erscheinen müßte, wenn man nicht Dinge mit in Rechnung zu ziehen hätte, die der Sache eigentlich fer-

ner liegen; still wirkende geheime Kräfte, die lange geseufzt, endlich wieder zur Thätigkeit hervortraten; Anschauungen, die ohne der Dinge Kern und Grund zu erforschen, nach einem blos äußerlichen Scheine sich bildeten.

Nehmen wir vorerst die politischen Rücksichten. Der beklagenswerthe Abfall der badischen Truppen, die zweifelhafte Disciplin einiger anderer Truppenabtheilungen kleinerer und mittlerer Staaten, ja die widerspenstige und meuterische Haltung einiger preußischer Landwehren aus revolutionären oder sehr unterwühlten Distrikten, erhöhte auf ein Mal das Ansehen der Disciplin, die bis daher bei dem neuen Systeme als Mittel zum Zweck gegolten hatte, während sie bei dem starren älteren Systeme als Selbstzweck angesehen wurde. Die feste Haltung der preußischen Regimenter, die unfehlbare Sicherheit der Russen in Ungarn imponirten mächtig zu Gunsten des alten Systems. Es fiel Niemandem ein, zu untersuchen, was denn eigentlich die Disciplin bei den fraglichen Abtheilungen untergraben, — ob Das der Bildungsmodus sei oder etwa die ganz heillose Schwäche, die Unthätigkeit oder das verkehrte und nur im revolutionären Sinn wirksame Eingreifen der Regierungen und obersten Commandobehörden. Jemehr die damaligen Machthaber sich vorzuwerfen gehabt hätten, desto mehr lag es in ihrem Interesse, wie in dem vieler anderer Betheiligter, einen nicht persönlichen Sündenbock vorzuschieben und dazu war das neue System herrlich geeignet. Hier Indisciplin, dort Erfolge — welcher Beweise konnte man weiter bedürfen?

Das neue System hatte aber auch prinzipielle Gegner; es waren die Anhänger der geistigen und körperlichen Trägheit. Die individuelle Ausbildung stellt ganz andere Anforderungen an Commandeure, Offiziere und Unteroffiziere, als sie beim einfachen „strammen" Exerziren zu erfüllen sind. Eine geistige Belebung des rohen Materials, eine geistige Führung des bereits geistig lebendigen Materials, die Lehre und das gute Beispiel in allen körperlichen Uebungen, die gar oft zu rechtschaffenen Anstrengungen wurden, erforderten einen Kraftaufwand, der allerdings von Bequemlichkeitsrücksichten sehr

weit entfernt war. Von hier aus wurde der Satz erfunden, daß Tirailliren, Turnen, namentlich aber das Fechten der Disciplin schaden sollten. Es könne vorkommen, daß ein Soldat besser fechte, als ein Offizier, das müsse dem Respecte und folglich der Disciplin den Boden unter den Füßen wegziehen. Daß dasselbe beim Reiten wie beim Marschiren vorkommen könne und daß deßhalb der auf eine geistige und dienstliche Gesammtüberlegenheit des Offiziers gestützte Respect nicht verloren ginge, ließ man lieber weg. Man fühlte nicht, welch' ein Armuthszeugniß man sich mit solchen Gründen ausstellte, aber sie gewannen doch Einfluß, weil sie mit den politischen Befürchtungen harmonirten.

Es gab auch Männer, die edlere, wenn auch nicht bessere Gründe anfstellten. Turnen sei Nebensache, und Napoleon habe seine Soldaten auch nicht turnen lassen und viele Schlachten gewonnen; Fechten sei ganz gut als körperliche Uebung, wenn man dazu Zeit habe; allein als Dienstzweig sei es nicht nothwendig, denn der wirkliche eigentliche Bajonnetkampf komme nie vor und sei nach den einstimmigen Aussagen aller alten Offiziere von ihnen nie erlebt worden; gegen Reiterei wie gegen Infanterie sei das Feuer die Hauptsache; taktische Disciplin und Geschlossenheit seien erfahrungsmäßig mehr werth, als die vielleicht größere Gewandtheit oder Zuversicht des Einzelnen, die im Gegentheile leicht störend und sonach der Hauptsache schädlich werden könnte. — Es war eben das ganze alte Rüstzeug wieder vorgesucht worden und das tausendmal Widerlegte trat als zur Geltung gekommene Erfahrung neu auf.

„Man habe keine Zeit" — es war eine einfache und glatte Unwahrheit, mochte sie auf Uebelwollen oder Selbsttäuschung beruhen. Denn es war überall nicht nur genügende, sondern überflüssige Zeit dagewesen. Man hatte überall, ohne Erhöhung der Präsenzen, fechten, an vielen Orten ganz ausgezeichnet fechten gelernt; man hatte zwar weniger geschlossen exerzirt, allein, merkwürdig! je besser man tiraillirte, turnte und focht, desto besser ward auch exerzirt, und Das war so augenfällig, daß selbst extragirte Exerzirer nichts daran aus-

setzen konnten. Keine Zeit! freilich zum Fechten als Spielerei, da ist es schade um die Zeit, aber zum Fechten als Waffenübung muß Zeit sein, denn der Waffengebrauch ist der Zweck der Ausbildung; mit Hilfe des Exerzirens bringe ich den Soldaten blos dahin, wo er wirksam werden, seine Waffen gebrauchen soll.

Die Insurgentenkriege haben, es ist wahr, kein Contingent zu den Bajonnetkämpfen geliefert, wenigstens sind keine eklatanten Fälle vorgekommen; allein wie sehr fehlerhaft und kurzsichtig es war, von solchem Gegner auf den Kampf disciplinirter Armeeen schließen zu wollen, haben der Krimmkrieg und der letzte italienische Krieg wirklich sattsam gezeigt, wenn schon Die, welche Kriegsgeschichte mit Nutzen trieben, keinen Zweifel an der Wiederkehr solcher ernsthafter Entscheidungskämpfe trugen.

Es ist aber noch auf einige weitere Momente Rücksicht zu nehmen. Das preußische Zündnadelgewehr gestattete blos zwei — Extreme möchte man fast sagen; entweder der Mann mußte ganz individuell ausgebildet, oder er mußte auch beim Tirailliren ganz in der Hand behalten werden. Das Erstere war gegen den Zeitstrom, das Zweite führte zum Gruppensystem, einer Ausgeburt der Friedensspielerei, über welche der Stab gebrochen ist. In diese Zeitströmung und das Gruppensystem mitten hinein fiel des Generals und späteren Kriegsministers von Waldersee Schrift über die Ausbildung des Infanteristen und machte Epoche, theils wegen der persönlichen Stellung des Verfassers, theils wegen verschiedener, sehr zeitgemäßer Ansichten, die darin vertreten wurden; wir heben hervor, daß er die intelligente Führung der Tirailleurlinien (Gruppen) zu lehren suchte, anstatt des intelligenten Verfahrens und daß er geradezu verächtlich von dem Bajonnet und seiner Wirksamkeit spricht, und alle Wirksamkeit, allen Nachdruck immer und immer nur im Feuer sucht. „'Ran an den Feind" war ihm fremd; „drauf" hielt er für Illusion. Ich möchte wohl wissen, mit welchen Augen der Herr Verfasser die neuen Bajonnetkämpfe ansieht oder ob er auch dann die Verwendung des Bajonnets noch leugnen würde, wenn er einige Hundert der von demselben Verwundeten gesehen hätte. Aber das

Buch gewann Einfluß und stärkte nicht wenig die russische Strömung im Bildungsmodus des Infanteristen.

Der Krimmkrieg erregte manchen Zweifel; aber theils war die russische Führung zu mangelhaft gewesen und hatte an zu augenfälligen Hauptübelständen gelitten, theils waren die Umstände auch gar zu verschiedenartige gewesen, als daß seine Erfahrungen hätten durchschlagen können. Hatte doch in manchem Falle die russische Festigkeit wirklich imponirt, so daß es nicht allzu gewagt erschien, bei besserer Oberleitung ihr den Sieg zu prophezeien.

Aber der italienische Krieg schlug durch. Die Erfahrungen traten zweifellos und massenhaft auf. Die Nähe, die unmittelbare Betheiligung so vieler Angehörigen, der schriftliche und mündliche Austausch ließen keinen Zweifel mehr übrig. Dazu die Worte des, als Kassandra auftretenden, allverehrten Heß, der die *Nothwendigkeit der gesteigerten individuellen Ausbildung* in allerdirectester Weise den Generalen gegenüber ausgesprochen — kurz der Umschwung trat plötzlich und wahrhaft zerstörend auf. Die begeisterten Anhänger des Alten waren verstummt, das Gleichgewicht vollständig verloren. Der Leser erlasse mir hierüber die Beibringung von Details, die wenig nützen aber viel schaden könnten; ein Umblick in seiner Umgebung wird ihm dergleichen schon liefern.

Der Boden für die individuelle Ausbildung ist wieder einmal geebnet: hoffen wir, daß es nicht nutzlos bleiben möge.

Ich gehe nun zu den Ansichten über, die ich von einer kriegsmäßigen Ausbildung der Truppen habe. Ich werde hierbei etwas mehr Rücksicht auf die Infanterie nehmen, als auf die anderen Waffen und wenn ich dabei von manchen leitenden Ansichten abweiche, so finde ich doch meine Berechtigung darin, daß *die Infanterie* nach wie vor trotz Shrapnells und gezogener Kanonen *die Hauptwaffe ist und bleibt.* Une bonne infanterie est le nerf des armées.

Die erste Ausbildung des Infanteristen muß nicht blos auf das Mechanische gerichtet sein, sondern es soll die geistige Schule Hand in Hand mit demselben gehen. Während des

geschlossenen Exerzirens also werden die Uebungen im Turnen, Fechten, Tirailliren, Zielschießen mit betrieben. Die Erläuterung des Zweckes bildet überall den Grundton des Unterrichts; der Werth, der auf die Thätigkeit jedes einzelnen Mannes gelegt wird, muß ihm Selbstbewußtsein und eigenen Trieb einflößen.

Ich lege Werth, viel Werth, auf das geschlossene Exerziren; es bildet den sofortigen, pünktlichen und unfehlbaren Gehorsam aus, und erfüllt damit einen Nebenzweck, der die Wichtigkeit der Uebung wesentlich erhöht. Allein es wäre ein verderblicher Irrthum, wollte man glauben, diese Art taktischer Disziplin sei eine Hauptsache. Sie ist es weder des Werthes der Resultate, noch der subjektiven Wichtigkeit der Sache nach. Nach den Resultaten nicht, weil Exerzirplatzdisziplin nicht Manöverdisziplin, also noch weniger taktische Disziplin ist; sehr gut exerzirende Truppen sind sehr selten gut manövrirende; sie wissen nicht maaßzuhalten zwischen Auflösung und geschlossener Ordnung, sind schwerfällig und vergessen gern den entscheidenden Moment. Nach der Wichtigkeit der Sache nicht, weil das Alles nur Mittel zum Zweck ist, weil die einseitige Kultur Eines dieser Mittel nichts nutzt, und weil die im Individuum gepflegte und gesteigerte Kampflust viel directer zum Zwecke führt, nämlich die Truppe zum Kampfe an den Feind heran bringt. Taktische Disziplin steht viel höher, als diese mechanische Angewöhnung; sie ist das Resultat von Disziplin, intelligentem Zusammenwirken und Kampflust; die Ordnung und Pünktlichkeit sind ihr unentbehrlich, werden aber nie das Wesen der Sache bilden.

Je besser die Schußwaffe, um so mehr inklinirt der Soldat zu dem Ferngefecht, um so entschiedener muß der Neigung, weitab zu bleiben, entgegen getreten werden durch jede mögliche Stärkung der persönlichen Kampflust, durch die Gewöhnung an den Kampf Mann gegen Mann. Es gibt dazu kein besseres Friedensmittel als das Fechten. Glaubt man, die Kampfspiele der Alten und der Wilden seien zwecklos gewesen? Und wie bei ihnen nicht die Waffengewandtheit der alleinige, noch der Hauptzweck gewesen, so darf er es auch heute nicht

sein. Die Truppe, in der jeder einzelne Soldat denkt, daß sein Bajonnet unwiderstehlich sei, diese Truppe wird wirklich unwiderstehlich sein. Und wenn sie bei ihren Angriffen auch Feuerverluste erleidet, der Sieg gleicht Das wieder aus, denn das zweite und dritte Mal wird ihr kein Gegner Stand halten.

Zum nachdrücklichen Gebrauche des Bajonnets gehören aber Gewandtheit und Körperkraft. In beiden Eigenschaften wirken Turnen und Fechten zusammen; nächstdem existirt in der soliden physischen Natur des deutschen Soldaten eine Basis, die ihn dem Franzosen und Russen überlegen macht.

Wenn die Präsenzen der Mannschaften angemessen eingerichtet werden, so wird das reine Exerziren nach und nach eine Ausnahmsübung werden. Marschübungen, Felddienst, verbunden mit Tirailleurübungen, der Fecht- und Turnplatz, der Schießstand werden viel mehr in Anspruch genommen werden, als der Exerzirplatz, und ich würde Dies erst für einen Normalzustand halten. Bei geringen Präsenzen wird das Exerziren öfter vorkommen, aber doch noch Nebensache bleiben können und wenn es gebraucht wird, geht es sicher so gut wie je.

Bei der Reiterei wie bei der Artillerie beansprucht der Dienst zu Pferde wie am Geschütz schon einen höheren Grad Ueberlegung; ohne individuelle Ausbildung war hier gar nichts zu erlangen, ein Rückschritt somit ziemlich verboten. Ich hege nur den Wunsch, daß man die leichte Reiterei mehr im Sicherheitsdienste und in ihrer Verwendung als Divisionsreiterei — in Regimentsdivisionen — üben möge, damit diese wichtigen Zweige ihrer Thätigkeit so versehen werden, wie sie dem Materiale nach versehen werden können.

Der stufenweise Fortschritt der Ausbildung führt von der Detailschule zur Bataillonsschule, zum Regiments- und Brigadeexerziren.

Was über die Bataillons- (Reiter-Regiments)-Schule zu sagen wäre, liegt zum größten und wichtigsten Theil schon in dem Vorhergehenden. Der Bataillonscommandeur, der das Exerziren, „das stramme Wesen", als Hauptsache betrachtet,

wird ein vielleicht parademäßig schönes, aber feldmäßig unbrauchbares Bataillon erziehen; nur Wer das Exerziren als Mittel zum Zweck: „die Truppe in bestimmter Form und Ordnung an den Feind zu bringen" — betrachtet, wird sich seine Untergebenen zum zweckmäßigen Mitwirken heranbilden, ein bewegliches und gewandtes Bataillon herstellen.

Wenn man unter Exerziren ein schulmäßiges Bewegen ohne Beziehung zu einem markirten oder auch nur gedachten Feinde versteht, so kann ich über das Regiments- und Brigadeexerziren, das über die Paradestellung und den Vorbeimarsch hinausgeht, nichts weiter sagen, als daß ich es weder begreifen noch billigen kann. Der Zweck dieser Beschäftigung ist mir völlig unfaßbar. Ich kann also auch nichts weiter darüber sagen und muß es dem Leser überlassen, diese Lücke selbst zu ergänzen.

Von hoher Wichtigkeit wird dagegen das Regiments- und Brigademanöver, d. h. diejenige Uebung, bei welcher größere Infanterie- oder Reitermassen zu einem bestimmten Zwecke verwendet werden, der in directer Beziehung zu einem markirten oder gedachten Feinde steht. Es ist die Vorübung zu dem Gebahren mit verbundenen Waffen.

Wir stehen in dieser Uebung weit hinter den Franzosen zurück, die sehr selten exerzirten, sehr viel aber und in größeren Abtheilungen manövrirten. Man wolle nicht vergessen, daß die Läger — also die mit der Vereinigung der Truppen verbundenen Uebungen — am Kanal die Armee von 1805 gebildet haben, die beste, die Napoleon je besessen, und daß die Läger von Chalons ganz darnach angethan sind, dieses Beispiel zu wiederholen. Hatten wir nicht in Italien ein mustergiltiges Zusammenwirken der einzelnen Abtheilungen der Brigaden (Regimenter, Bataillons) zu bewundern und müssen wir nicht anerkennen, daß die Uebung es war, welche die Meister schuf? Haben wir solche Uebungen, und wo wir sie haben, sind sie manövrirmäßig eingerichtet — sind sie umfassend, sind sie anhaltend genug, um dem Führer die Vertrautheit mit dem zu handhabenden Instrumente, dem Bataillonscommandeur aber Sicherheit in seinen Bewegungen

innerhalb des größeren Ganzen zu verleihen? Denn Uebung allein macht Meister, und keiner derselben fällt vom Himmel. Dann dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die gesteigerte Fertigkeit unserer Nachbarn auch uns verbietet, es an einem Minimum genug sein zu lassen; dürfen wohl in's Auge fassen, wie die ungelenken und durch ihre Masse schwerfälligen Bataillone, die wir haben, wie die wenig zahlreichen Zwischenglieder zwischen den Bataillonscommandos und dem Brigadecommando, nur dazu beitragen, ein gutes Resultat schwieriger, die sorgsamste, umfassendste und anhaltendste Uebung also doppelt nothwendig zu machen, und dürfen endlich nie vergessen, daß unsere Instanzen noch nicht gewöhnt sind, unter dem feindlichen Feuer ihre Verantwortlichkeit für eigenes Handeln zu tragen, was aber- und abermals auf die Nothwendigkeit bestangelegter, namentlich aber zahlreicher Uebungen hinführt.

Wir haben Regimentscommandeure, die, seit Jahren an der Spitze ihres Regiments, noch nie manövrirt haben; wir haben Brigadecommandeure, die in vielen Jahren kaum Eine Uebungsperiode durchgemacht, und auch diese in äußerst unergiebigem Maaßstabe; wir haben Divisionäre, die noch nie eine Division bewegt, trotzdem sie schon lange in ihrer Stellung sind — und sie alle sollen ihre Schule erst vor dem Feinde durchmachen? Fürchtet man sich nicht vor der Verantwortlichkeit für die aus Mangel an Uebung nutzlos zu bringenden Opfer? Vor den Folgen der Uebelstände, die im letzten italischen Kriege so bittere Früchte getragen? O möchten doch meine Worte eine herz- und geistgewinnende Kraft haben und alle Die mit fortreißen, deren Stimme es mit entscheidet, ob wir eine gute oder eine mangelhafte Armee haben sollen, ob wir Aussicht haben sollen, gegründete Aussicht, auf Sieg, oder ob wir die Ursachen der Niederlage bereits aus der Garnison mit in's Feld nehmen sollen.

An die Uebungen größerer Körper einzelner Waffen schließen sich die Uebungen verbundener Waffen. Sie sind von derselben eingreifenden Wichtigkeit, wie jene. Der Commandeur

muß die Waffen richtig zu placiren, richtig zu verwenden wissen; der General — daher sein Name! — soll nicht nur Eine Waffe verstehen, er soll alle drei Waffen beherrschen. Die Brigadebatterie, die Divisionsreiterei aber sollen sich in dem ihnen fremden größeren Ganzen eingewöhnen und ihren Wirkungskreis kennen lernen. Meiner Ansicht nach müßte jeder Bataillonscommandeur jährlich eine Woche lang mit 1 Zuge Artillerie und 1 Schwadron manövriren und sofort aufwärts bis zum Divisionär, der mit 1 Reiter-Regiment und 2 bis 3 Batterieen agirt. Je weniger Production mit diesen Manövern verbunden ist, desto nutzbringender werden sie sein; das Element der Production kann aus der nothwendigen Uebung eine geradezu schädliche Verkehrtheit machen.

Die gegenseitigen Uebungen sind sehr vielfach angefeindet und vertheidigt worden. Es möge uns gestattet sein, einige der Gesichtspunkte anzuführen, von denen aus sie angesehen werden können, um dadurch unser Urtheil zu begründen.

Für die Schule der Compagnieen und Bataillone und entsprechend für die Uebung kleiner kombinirten Truppenkörper halte ich die gegenseitigen Manöver für geradezu unerläßlich. Kein Soldat, kein Offizier kann ohne einen Gegner lernen, sich den Umständen gemäß zu benehmen. Die Aufgaben des kleinen Krieges, um die es sich hier zumeist handelt, führen sehr selten zu wahrhaft erbitterten Kämpfen, bei denen die Waffenwirkung die Entscheidung zu geben hätte; es handelt sich mehr um geschickte Disponirungen, Aufklärungen, Täuschungen, Verzögerungen, Dinge, denen das Manöver ziemlich nahe kommt, so weit als es im Frieden überhaupt möglich: Es wird hier also ein Nutzen für die Masse, wie für die Führer erreicht, ein Resultat, welches das eingangs erwähnte Urtheil der Unerläßlichkeit dieser Uebung begründet.

Von dem Momente an, wo wegen der vergrößerten Proportionen dieser Uebungen das Gefecht als Zweck des kriegerischen Handelns auftritt, der Kampf die Entscheidung gibt, treten andere Verhältnisse ein, und ich stehe nicht an, sie als

mit der Größe der Truppenabtheilungen wachsend nachtheilig zu erklären.

Wem soll das große gegenseitige Manöver nützen? Den Truppencommandeuren, ihren Stäben, den Mittelinstanzen. — Wäre sehr schön und gut, thuts aber nicht. Denn zum Operiren fehlt ihnen die richtige strategische Grundlage; Friedensmanöver, das bedarf wohl nur der Erwähnung, ruhen zu allerletzt auf dieser strategischen Grundlage, die wie ein Guttaperchakopf sich dehnen und drängen lassen muß, um den Rücksichten auf Dislokation, erwünschtes, nach Befinden gut übersichtliches Terrain, bequeme Lage rc. zu entsprechen; der Idee dann den strategischen Mantel umzuhängen, ist Sache des Generalstabes, und sollte der Mantel zu kurz sein, so fühlt Jeder sich berufen, eine Kritik der operativen Verhältnisse zu liefern, die der betreffende Stab ganz gewiß erkannt hat, ehe die Elaborate zum Drucke gelangten. — Und zur richtigen taktischen Verwendung ihrer Truppen fehlen ihnen die Hauptfaktoren der Taktik: Muth, Kampflust, Enthusiasmus, Waffenwirkung, und man läßt die Nebenfaktoren: die räumliche Disponirung, das scheinbare Ineinandergreifen, ja sogar oft genug nichtssagende Friedensumgehungen wirken, und beurtheilt nach ihnen die Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Hiernächst ist der Schlußerfolg doch stets vorher bestimmt, denn die Manöverrücksichten sind unabweisbar, da man eben nicht im Kriege ist. Es bleibt also dem Commandeur nur die taktische Disponirung nach ganz oder ziemlich genau bestimmten Grundlagen, was in der That jeder Generalstabsoffizier mit derselben Leichtigkeit leisten wird, und ihm sowohl wie seinen Mittelinstanzen die Führung der Truppe in angeblichen Gefechtsverhältnissen. Ich mag nicht verkennen, daß in diesem letzteren Elemente ich die einzige Rechtfertigung solcher Manöver finde, aber dafür halte, daß dasselbe Resultat mit einem viel einfacheren Apparat, und dann auch viel naturwahrer sich erreichen ließe. Wozu strategische Einleitungen, die keine sind? Wozu lange Vorbereitungen, wenn es ausreicht, früh beim Versammeln die Disposition auszuge-

ben — warum Zusammenhang in Dinge hineinoktroyiren, die weder Zusammenhang haben, noch brauchen?

Meine Gesammtansicht ist, daß gegenseitige Manöver, die über die Stärke zweier, einander bekämpfender kombinirter Brigaden hinausgehen, oder überhaupt als Regel auftreten, eine fehlerhafte Uebung sind, weil sie Denen, welchen sie nutzen sollen, theils gar nicht, theils nicht in dem erwarteten Maaße nutzen.

Man muß aber auch fragen: Wem können sie schaden? Denn Schein trügt, und Scheingefechte geben leicht falsche Ideeen und falsche Bilder. Wir stehen hier vor dem Hauptmangel **aller** gegenseitigen Friedensmanöver. Es handelt sich darum, die Truppe entweder an eine conventionelle Feuerwirkung zu gewöhnen, das heißt ihnen die Idee einzuimpfen, aus dem Artilleriefeuer schleunig wegzugehen, einem überlegenen Infanteriefeuer, einem flankirenden Feuer und dergl. mehr stets zu weichen, wodurch ihnen im besten Falle eine falsche Idee von der entscheidenden Wirkung materieller Kampfmittel gegenüber den moralischen Faktoren demonstrirt, ein Ausharren in ungünstigen Lagen als Fehler bezeichnet und ein kecker „élan" als reglementswidrig gelehrt wird, — oder man gestattet eine Nichtachtung der wahrscheinlichen Feuerwirkungen, die bei der natürlichen Lebhaftigkeit junger Führer und lebensfrischer Soldaten sofort in ein Extrem ausartet, das zu den allerwidernatürlichsten taktischen Erscheinungen führt; Reiterregimenter halten im wirksamsten Feuer, Kartätschportée wird verlacht und jeder Angriff muß gelingen. So lächerlich mitunter eine derartige Bravour ist — denn, sagt Kladderadatsch, das Manöverpulver tödtet nicht — so mag ich diesen Duktus doch noch lieber, als den ersten, denn er bringt Schwung und Leben in die Truppe und stärkt die Lust an der Offensive. Es mag Unsinn sein, wenn ein paar Husarenschwadronen über Hecken und Gräben wegsetzen und die Tirailleurs an einer Dorflisière angreifen, oder wenn ein Kürassierregiment in brillanter Attake in eine Batterie hineinreitet, oder wenn ein Regiment Divisionsreiterei im Vollgefühle ihrer trefflich gepflegten und stahlkräftigen Pferde

ein halb Dutzend und mehr Mal hintereinander chargirt, was ihnen vorkommt — oder wenn eine Infanteriebrigade, Blänkerhaufen voraus, durch alles Feuer hindurch eine Höhe stürmt und aller Gegenangriffe und fehlenden eigenen Unterstützungen ungeachtet nicht wankt und weicht von dem errungenen Posten, damit aber alle Berechnungen und Dispositionen des langsamer weichen wollenden Vertheidigers über den Haufen wirft — Das, wie gesagt, und noch vieles Andere mag Unsinn sein, aber er schadet weniger als jenes Extrem, nach welchem sehr bald keine Truppe mehr ins Feuer hineinzubringen ist. Der Krieg mäßigt die Excesse der Offensivlust, läßt aber den werthvollen Trieb nach Offensive bestehen; den angelernten Respect vor der Uebermacht, die eingeübte Feuerscheu wird er gewiß nicht austilgen. Dann müssen bei jeder Offensive die Offiziere an die Spitze, werden weggeschossen und die führerlose Abtheilung bleibt nun doppelt unter dem Drucke der feindlichen Feuerwirkung.

Ich meine der Nutzen größerer gegenseitiger Uebungen werde vollständig aufgehoben durch den Schaden, den sie allzu leicht stiften; es sei besser, diese Uebungen auf einen engen Kreis zu beschränken, dann den Truppen klar zu machen, daß hier der Kampf nicht das Entscheidende sei, und sich zu begnügen, nur ausnahmsweise größere Körper gegen einander im Gefecht auftreten zu lassen; dagegen durch vielfältige und unter verschiedenen Verhältnissen abgehaltene größere Truppenübungen mit markirtem oder vorausgesetztem Feind, eine große Beweglichkeit der Truppen, rasches Eingehen der Mittelinstanzen auf wechselnde Voraussetzungen und gutes Ineinandergreifen der einzelnen Waffen zu erzielen.

Eng verbunden mit derartigen wohlgeleiteten, ausgiebigen und anhaltenden Manövern ist die

Einrichtung ständiger Standlager.

Kein Staat, von dem grauesten Alterthum bis in die neueste Zeit, der Etwas auf seine Wehrkraft hielt, hat dieses unvergleichliche Erziehungs- und Bildungsmittel je

vernachlässigt. Erst dem demokratischen Streben nach Zerstörung der echt soldatischen Elemente in den Truppen war es vorbehalten, durch die weitest gehenden Einschränkungen des Militärhaushaltes einen Zustand hervorzurufen, der den Soldaten fremd machte in seiner Heimath, dem Lager. Eine jede Truppe, sie heiße wie sie wolle, muß jährlich mindestens durch 4 Wochen im Lager liegen; sie muß lernen, sich einrichten, sich behelfen und sich helfen; sie muß lernen, zu entbehren und zu arbeiten; sich muß sich gewöhnen, auf eigenen Füßen zu stehen.

Durch die steigende Landeskultur werden alle Uebungsplätze seltener und wo sie vorhanden bleiben, kostspieliger; in unfruchtbaren Gegenden, den Sandschellen Norddeutschlands, den Moosen und Hochplateaus Süddeutschlands, den Pußten Oesterreichs sind die Uebungsplätze reichlich vorhanden und billig genug; aber die Einquartierung wird unmöglich aus Mangel an Ortschaften. Hiernächst ist alle Einquartierung wegen der mangelnden oder sehr ungenügend vergüteten Verpflegung eine Last für die Bevölkerung, die den großen wie den kleinen Grundbesitzer empfindlich drückt. Das Lager umgeht alle diese Schwierigkeiten, und es wird dadurch nicht allein zum zweckmäßigsten, sondern auch zum billigsten Unterkommen für die Truppen, das in dieser Hinsicht nur von dem Nichtsthun übertroffen wird.

Die Lager in mäßiger Entfernung von den großen Garnisonen geben Gelegenheit zu combinirten, großen Truppenübungen.

Die Lager an Eisenbahnen geben Gelegenheit zu Bereitschaften und mobilen Aufstellungen für allerhand innere und äußere Eventualitäten, ebenso zu Uebungen im Eisenbahntransport, dieser so nothwendigen, so schwierigen und so sehr wenig geübten Marschweise.

Die Lager in der Nähe unserer großen Waffenplätze geben Gelegenheit, die Truppen im Gebrauche der defensiven Hilfsmittel des Bodens — in der flüchtigen Verstärkung und in der Befestigung des Terrains — zu üben und ihnen die Schanzarbeit als einen Zweig ihrer kriegerischen Thätigkeit ein-

zuprägen. „Sie wollen nicht schanzen" beweist nur, daß man die Truppen mangelhaft geübt. Nur die Defensive gestattet eine entscheidende Offensive, denn nur sie ermöglicht eine solche Oekonomie der Streitkräfte, daß die Offensive von überwältigender Stärke wird; aber nur die Potenzirung des Terrains gestattet, in der Defensive ohne erhebliche Nachtheile schwach an Zahl aufzutreten.

Und so, Leser, lebe wohl. Wenn meine Worte in Deinem Innern eine Saite angeschlagen, die harmonisch nachklingt, laß sie nicht ungenutzt verklingen; sei stets eingedenk, daß große Ziele nur erreicht werden,

wenn **Jeder** redlich und nach besten Kräften das **Seine** thut.

Druck von C. W. Leske in Darmstadt.

Abendroth, Heinrich <<von>>,

Militärische Betrachtungen über einige Erfahrungen des letzten Feldzuges und einige Zustände deutscher Armeeen den Führern deutscher Truppen und den Mitgliedern deutscher Ständekammern gewidmet

Darmstadt 1860